Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 27 Leipzig, den 30. Juni 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Jes. 42, 1—8: 1 — Ehe und Familie. Zu Naumanns Vortrage auf dem jüngsten Evangelisch=sozialen Kongreß — Die Sonntagsfrage: 1. Einleitung — Deutsches Volksleben vor der Reformation: 1. Die religiöse Gährung — Aus Luthers Trostbriefen: 1. An Kranke — Skizzen von einer Wanderung zu der Wiege meiner Kindheit von Charles Haddon Spurgeon — Verschiedenes: Bazar und Lottterie im kirchlichen Dienst — Anzeigen

Jesaja 42, 1—8

1

Viele hundert Meilen weit führt uns heute der Weg. An den Grenzen Palästinas bleibt unser Fuß nicht haften. Bis zu den Ufern des Euphrat wandern wir im Geiste, bis dahin, wo die Gefangnen Israels an den Wassern saßen und ihre Harfen an den Weiden aufhingen und über die verlorene Heimat weinten. Und ob vielhundert Meilen und mehr als zweitausend Jahre, es ist nicht so gar weit, als wir meinen; denn im Reiche des Geistes rechnet man nicht nach Meilen und nicht nach Jahren. Unsre Vorfahren, die in unsrer jetzigen Heimat vor viel weniger langer Zeit noch zwischen ihren Sümpfen und Wäldern jagten, stehen uns weit ferner und fremder als jene Gefangnen Israels an den Wassern Babels! — und näher als Eltern und Geschwister steht uns jener Mann, der vor nun bald zwei Jahrtausenden von Nazareth in Galiläa nach Jerusalem zog, um durch einen römischen Beamten wegen Aufruhrs hingerichtet zu werden!

Im Reiche des Geistes giebt es nicht Meilen noch Jahre! Unter jenen Gefangnen am Euphrat vollzog sich eine große Wendung der Dinge, die uns alle sehr nahe angeht; denn dort trat damals die Gemeinde der auf Gott und seine Erlösung Harrenden, die Gemeinde, die Jesus Christus rettete und zum Vater führte und die unser aller teure Mutter ist, zum erstenmale aus dem Schatten in deutlicherer Gestalt ans Licht.

Zweihundert Jahre waren vergangen, seitdem der große Prophet Jesaja eines der Gesetze der Weltgeschichte in das kurze treffende Wort gekleidet hatte: „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht!“ Wer nicht in festem Glauben mit starkem Willen an dem Gotte festhält, der der Geschichte ein Ziel setzt, der das Neue heraufführt und die Zukunft verbürgt, der geht unter. Das Volk hatte nicht festgehalten an dem gottgewollten Ziele, an dem Herrn, der ihm seine Zukunft gegeben, es war nicht gläubig zu ihm gestanden, so war es auch nicht geblieben, nicht einmal äußerlich geblieben im Lande der Verheißung.

Was geschehen mußte, und was in ähnlicher Lage immer geschieht, geschah. Der Abfall wurde noch größer, als er ehedem gewesen war. Zunächst stob der ganze Troß derer von dannen, die auch vorher nie Gott gedient hatten — denn sie hatten ihn nie erkannt; aber die doch vorher seine Gottesdienste mitmachten, weils die ererbte Gewohnheit so mit sich brachte. Ebenso stumpf, wie sie einst zum Tempel gezogen waren — nur keine Erschütterung! nur kein selbständiges Glauben und Denken! —, ebenso stumpf setzten sie sich nun auf die Bank der Spötter und spielten die Aufgeklärten. Bei manchen stritt noch die alteingewurzelte Gewohnheit gegen die durch die veränderte Lage neu sich empfehlende; ein starker Glaube war nicht am Kampfe beteiligt.

Aber auch edlere Geister waren in den Abfall verstrickt.

Manche kraftvoll angelegte Naturen fanden im Glauben der Väter kein Ziel mehr, das des Schweißes wert schien. Das Klagen, Jammern und Weinen um ein verlornes Gut befriedigt auf die Dauer keinen starken, männlichen Geist. Jehova hatte zu augenscheinlich sein Volk verlassen, zu augenscheinlich ihm seinen Beruf, die Völker zu ihm zu führen, genommen. Da wandten sie sich ab, um durch ein thatenreiches, vielgeschäftiges Leben die Sehnsucht nach einem hohen, den ganzen Menschen und die ganze Kraft in Anspruch nehmenden Ziele zu übertäuben. Zu andrer Zeit wären sie vielleicht begeisterte Verkündiger des Wortes geworden, rücksichtslos allen Gefahren sich aussetzende Missionare. Unter dem immerfort sich gleich bleibenden Druck der Gegenwart, der jeden Versuch zu entschlossenem Thun im Keim erstickte, verzweifelten sie an Gott. Weil sie das ewige Ziel verloren, machten sie sich irdische Ziele.

Die Not ist wohl eine Führerin zu Gott, aber eng und gefahrvoll ist der Weg, den sie weist. Rechts und links gleiten viele von denen ab, die ihr folgen.

So wich einer nach dem andern; immer weniger ward es der Treugebliebnen, immer einsamer um sie her.

Da macht sich von Norden her ein Gerücht auf. Zuerst flüsternd, dann laut und lauter geht es von Mund zu Munde: Cyrus, der Perser, hat das babylonische Heer geschlagen! Cyrus, der Perser, ist nach dem Westen gezogen, aber er wird wieder kommen, wird Babel von Grund aus zerstören und die gefangnen Völker befreien!

Jehova hat sein Volk verlassen: — ein Fremdling, ein Heide, der nicht an ihn glaubt, muß es erretten! So höhnen die Abgefallnen, um sich zu rechtfertigen. Die Treugebliebnen wissen, daß es Lüge ist. Aber sie wissen nicht, wie sie sich diese eigentümliche Wendung der Geschicke deuten sollen.

In diese Verwirrung hinein klingt das Wort eines Propheten, die Stimme eines Predigers in der Wüste. Bereitet dem Herrn den Weg! denn Er hat Cyrus erweckt und gesandt; wollt ihr seine Wege meistern? „Wer unterrichtet den Geist des Herrn, und welcher Ratgeber unterweiset ihn?“ Ein Wort des Jesaja ist in Erfüllung gegangen, das Wort, mit dem er ein andres Gesetz der Geschichte enthüllte, als er seinem Sohne den sinnbildlichen Namen „Sear=Jaschub“ gab, d. h. „ein Rest wird bleiben, ein Rest wird kehren“; wo ein Volk den lebendigen Gott ergriffen hat, da kann es nicht ganz zerschellen: ein Rest wird bleiben, wird kehren; durch Freude und Not, durch Prüfung und Lob erzieht der Herr den Rest der Treugebliebnen zu seinem Knechte und will dennoch ein großes Werk durch ihn vollbringen.

Solches und mehr verbreitet sich auf namenlosen Flugblättern unter den Treugebliebnen. Manches kommt auch den Abgefallenen zu Ohren. Viele, die schon die wunderbare Kunde vom Siege des Cyrus erschüttert hat, beginnen ihr Herz der neuen Offenbarung zu öffnen. Bs

Ehe und Familie

Zu Naumanns Vortrage auf dem jüngsten Evangelisch=sozialen Kongreß

1

Ehe und Familie gehören zu den Grundpfeilern der sozialen und sittlichen Ordnung. Das gilt überhaupt. Es gilt ins=

Theologischer Verein HALLE a/S.

besondre für die sittlichen Gemeinschaftsordnungen unter den christlichen Völkern. Nun haben sich aber die wirtschaftlichen Verhältnisse so entwickelt, daß sie diese Grundpfeiler unsrer sittlichen Existenz bedrohen. Ja, sie scheinen für weite Kreise des Volkes eine Ehe und Familienordnung nach christlichem Verstand nahezu unmöglich zu machen. Jedenfalls erschweren sie vielen unsrer Mitchristen die hier gestellten Aufgaben und verkümmern ihnen die hier gegebnen Güter ganz ungemein. Das ist thatsächlich so. Wollten wir es verkennen, so würden wir die Augen vor einer Wahrheit verschließen, die zum Himmel schreit. Schon diese Erwägungen mußten es nahe legen, den Gegenstand auf die Tagesordnung des Evangelisch-sozialen Kongresses zu setzen, wie es in diesem Jahre geschehen ist. Daß die Sozialdemokratie diese Verhältnisse mit Vorliebe behandelt, die hier gegebnen Notstände für ihre Zwecke ausbeutet und Theorien über Ehe und Familie in das Volk wirft, die den christlichen Anschauungen schnurstracks entgegen sind, konnte nur umsomehr dazu auffordern.

Referent war Pastor Friedrich Naumann, Vereinsgeistlicher in Frankfurt am Main. Er sprach über „Christentum und Familie.“ Was er sagte, hat bei manchen Hörern Bedenken erregt und ist einigen sogar anstößig erschienen. Das ist sowohl gleich in der Debatte als später in Aeußerungen der Presse hervorgetreten. Doch wird jeder zugeben müssen, daß der Vortrag dem Ort und Anlaß entsprechend seinen Gegenstand unter dem sozialen Gesichtspunkt behandelte, nicht minder, daß er die Klippe vermied, Selbstverständlichkeiten zum so und sovielten Male zu wiederholen, daß er neue Gesichtspunkte brachte und die Gedanken lebhaft anregte. Er leistete also, was ein Vortrag bei solchem Anlaß leisten soll, und bleibt daher allen Dankes wert, wie er unzweifelhaft auch jetzt im Druck*) viele Leser finden, viel Beifall und Widerspruch erregen wird.

Naumann tadelt an der Auffassung der Ehe, die in der christlichen Ethik herrscht und wohl als die unter evangelischen Christen allgemeine bezeichnet werden darf, daß sie individualistisch sei. Er fordert statt dessen eine soziale Auffassung. Nicht im Verhältnis der Ehegatten zu einander liege der Zweck der Ehe, sondern in den Kindern und deren Erziehung für Gottes Reich. Natürlich will auch er das eheliche Zusammenleben sittlich gestaltet, mit sittlichem Inhalt erfüllt wissen. Aber davon redet er nicht; daß darüber unter Christen Einverständnis herrsche, setzt er voraus. Was er betont, ist dies: auch das um der Kinder willen, die aus der Ehe hervorgehn! Eben, die Ehe hat keinen sittlichen Zweck in sich selbst, sie ist um der Familie willen da; unter diesen sozialen Gesichtspunkt muß sie in der Ethik, auch in der christlichen Ethik gestellt werden. Nur dann wird man richtig darüber denken, nur dann die richtigen Folgerungen für die Praxis ziehn, den sozialdemokratischen Theorien und Angriffen gewachsen sein.

So Naumann. Ich bin der entgegengesetzten Meinung und will versuchen, sie Naumanns Ausführungen gegenüber zu begründen. „Ehe und Familie“ habe ich überschrieben, um anzudeuten, worum es sich bei diesem Gegensatz handelt. Trägt die Ehe auch abgesehen von der Familie ihren sittlichen Zweck in sich selbst? oder liegt ihre sittliche Bedeutung nur darin, daß sie der Schoß der Familie ist? Die Frage ist wichtig genug, das Interesse unsers Leserkreises dafür in Anspruch zu nehmen.

2

Sozialdemokratische Schriftsteller haben wiederholt von Ehe und Familie gehandelt. Sie fassen den Gegenstand, so wie er im großen Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung des Menschengeschlechts gegeben ist. Die hervorragende soziale Bedeutung dieser Verhältnisse ist ihnen dabei immer gegenwärtig, die Wechselwirkung, in der sie mit den wirtschaftlichen Ordnungen stehn, wird scharf gezeichnet, es herrscht ein prinzipieller Zug in ihren Betrachtungen. Dadurch wird das Volk daran gewöhnt, diese Dinge in einem größern Zusammenhang zu sehen. Was haben wir dem entgegenzustellen? Wesentlich nichts andres als Idealbilder, Ermahnungen und Aphorismen. Aber das genügt nicht. Es ruft den Eindruck hervor, als komme die Kirche hier nicht über verschwommene Ansichten hinaus. Das stößt dann die fähigen Köpfe ab. Und doch ist die Sache so wichtig, da auf keinem andern Gebiet Religion und Wirtschaftsleben so eng verflochten sind wie hier. Also wir brauchen eine Anschauung, die in prinzipieller Klarheit und Schärfe der sozialdemokratischen gewachsen ist. Was die theologische Ethik bietet, genügt nicht. Wir müssen ein Neues pflügen. Das verlangt die neue Zeit gebieterisch von der Kirche. Sonst versagt unsre Weisheit an einem der wichtigsten Punkte.

Von solchen Erwägungen geleitet trägt Naumann seine soziale Auffassung der Ehe vor und stellt sie der herrschenden individualistischen entgegen. Und darin mag er freilich Recht haben, daß die theologische Ethik ihrer Betrachtung meist zu enge Grenzen steckt, daß die Erörterung in einen größern Zusammenhang gestellt werden muß. Aber sie wird auch in diesem weitern Rahmen zu keinen andern Ergebnissen als den von Naumann getadelten kommen. Sie kann es nicht, da sie an die sittlichen Grundsätze des Evangeliums gebunden ist.

Seid fruchtbar und mehret euch, füllet die Erde und machet sie euch unterthan — so lautet im biblischen Schöpfungsbericht der Befehl Gottes an die Neugeschaffenen. Beides ist darin mit einander verbunden, die Ausbreitung des Menschengeschlechts und die Herrschaft des Geistes über die Erde, über die Welt der Dinge, jene Herrschaft, auf der unsre Kultur beruht, und die zugleich das wirtschaftliche Leben bedingt. Beides gehört in der That aufs engste zusammen. Das liegt in der Sache, und das lehrt die Geschichte. Der Einzelne als solcher bringt es nicht zu einer nennenswerten Herrschaft über die Erde. Das sich ausbreitende Geschlecht ist dazu berufen, nur die gemeinsame Arbeit vermag etwas zu erreichen. Aber dann auch wieder umgekehrt: diese gemeinsame Aufgabe nötigt den Menschen mannigfaltige Formen der Gemeinschaft auf. Um zu leben, sind sie genötigt, in irgend einem Maße diese Herrschaft über die Erde auszuüben, und um das so zu thun, daß es über das zum Leben gerade Genügende hinausgeht, müssen sie in Gemeinschaft treten, die Produkte austauschen, die Arbeit teilen, einer dem andern zur Hand gehn. Je weiter diese Entwicklung fortschreitet, je größer die Resultate werden, desto enger und verwickelter werden auch die dadurch bedingten Gemeinschaftsverhältnisse. Das kann nicht anders sein und soll so sein. Eingedenk jenes Wortes aus der Schöpfungsgeschichte sagen wir: Gott hat die Menschen so gestellt in der Welt, daß beides sich kraft natürlicher Nötigung in und mit einander vollzieht, der stetige Fortschritt der Kultur und die Gliederung der sich ausbreitenden Menschheit in mannigfaltigen Arbeitsverbänden.

Auch Ehe und Familie sind von dieser Entwicklung abhängig. Das heißt: was ihnen zu Grunde liegt, ist das natürliche Verhältnis der Geschlechter zu einander. Darüber bedarf es keiner Worte weiter. Das ist den Menschen mit der übrigen lebendigen Kreatur gemein. Aber die Form, die das nun annimmt, die Art, wie es geordnet wird, hängt vor allem auch von der Entwicklung der Kultur und der Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens ab. Ob die Entwicklung überall dieselbe gewesen ist, ob wir alle diese Zusammenhänge jemals vollkommen aufhellen werden, bleibe dahingestellt. Die Gelehrten der Sozialdemokratie wissen das genauer, ihre wissenschaftlichen Köpfe waren Anhänger der absoluten Philosophie, und ihre Schildträger glauben an eine „Wissenschaft,“ die alles weiß und alles kann. Wir werden besser thun, nicht zu viel wissen zu wollen und einstweilen wenigstens sehr vieles im Unbestimmten zu lassen. Aber das läßt sich mit einiger Zuversicht behaupten: es liegen in jener Entwicklung der Herrschaft über die Erde, der Kultur und der Wirtschaftsordnung, es liegen darin natürliche Motive, die zu einer festern Form der Ehe und Familie geführt haben, die immer wieder dazu führen werden.

Ich nenne deren zwei. Das eine ist, daß die Ehe und weiter die Familie zu einer wirtschaftlichen Interessengemeinschaft gemacht wird. Es ist etwas grob und ungefähr ausgedrückt, wenn man lediglich von der Erzielung legitimer Erben für den erworbnen Besitz redet. Etwas Allgemeineres liegt dabei zu Grunde, das sich dann auch in diesem Interesse der Vererbung

---

*) Bericht über die Verhandlungen des dritten Evangelisch-sozialen Kongresses. Berlin, Rehtwisch und Seeler. 1892. 1 Mark.

äußert, eben die Thatsache, daß der natürliche Familienverband von selbst zu einem wirtschaftlichen Verbande wird und um deswillen festere Formen annimmt. Daneben ist als ein Weiteres und Zweites dies zu nennen, daß mit der wachsenden Kultur eine Individualisirung des Geschlechtstriebes stattfindet. Die Geschlechts**liebe** veredelt den rohen Trieb und tritt an seine Stelle. Wir sind gewohnt, diesem Gefühl eine hohe Stelle einzuräumen. Seine Bedeutung in der Geschichte der menschlichen Dinge ist auch eine ungemeine. Die romantische Verherrlichung in der Dichtung sorgt überdies dafür, daß es als ein ohne weiteres und unbedingt berechtigtes erscheint. Und wir mögen dem in weitgehender Weise zuzustimmen geneigt sein. Aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß es ein natürliches Gefühl ist, ein **natürliches** und nicht selbst schon sittliches **Motiv**. Nicht sittliche, sondern ästhetische Eindrücke und Empfindungen sind es, die darin wirken. Wenigstens scheint mir das die wahrscheinlichste Erklärung dieses wunderbaren Gefühls zu sein. Aber wie immer es sich damit verhalte, jedenfalls ist es ein natürliches Motiv und hat dazu beigetragen, daß im Verhältnis der Geschlechter die lebenslängliche Einehe den Sieg davongetragen hat.

3

Nun sehen die Sozialdemokraten es so an, daß die Entwicklung der wirtschaftlichen Ordnung der Kern, das Ding an sich aller menschlichen Geschichte ist. Ehe und Familie in ihrer jeweiligen Form sind nur Folgeerscheinungen dieses eigentlichen Kerns der Dinge. Höchstens wird dem eben genannten Gefühl noch eine gewisse Bedeutung eingeräumt. Wenigstens insofern, als die Sozialdemokraten eine Ordnung verlangen, die der individuellen Wahlanziehung der Geschlechter freien Spielraum läßt. Aber die Wirtschaftsordnung ist in ihren Augen das eigentlich Entscheidende. Von ihr hängen alle menschlichen Verhältnisse ab. Und der Mensch selbst, sein Wesen und sein sittlicher Wert, ist wieder das Produkt dieser Verhältnisse. Das gilt auch von Ehe und Familie und von dem Verhalten der Menschen in ihnen. Alle Mißstände, die sich da finden, haben ihren Grund in der herrschenden schlechten Wirtschaftsordnung. Man ändre diese. Dann wird auch der Mensch ein andrer werden. Wie alles, wird auch Ehe und Familie dann zur Vollkommenheit gelangen. Vermutlich so, daß der Mensch zum Anfang wieder zurückkehrt, zum freien Geschlechtsverkehr in veredelter Gestalt ohne bindende Fessel, so also, daß es eine lebenslängliche Einehe wird, wo diese dem Bedürfnis der Beteiligten entspricht und wirklich innere Wahrheit bleibt, daß es aber auch möglich wird, Verhältnisse von längerer oder kürzerer Dauer einzugehn und wieder zu lösen — nur daß alles in der Freiheit und nach der Wahrheit geschehe.

Daß wir nun da nicht mitkönnen, das versteht sich von selbst. Naumann verwirft das so bestimmt und ausdrücklich wie irgend einer. Er sagt: Nein, die Entwicklung der Menschheit geht nie zurück, sondern in gerader Linie aufwärts. Und er sucht nun den festen Halt hierfür in der sozialen Betrachtung der Ehe, wonach die Familie, die Erzeugung und Erziehung der Kinder ihr eigentlicher Zweck ist. Daraufhin verlangt er und daraus begründet er die lebenslängliche Einehe wie die Verpflichtung der Eltern zur Erziehung der Kinder.

Aber genügt das wirklich? Ich will nicht einwenden, daß ja dann kinderlose Ehen gelöst werden könnten, sobald es beiden Teilen recht wäre, oder daß die Eheleute dann keinen Grund hätten, bei einander zu bleiben, wenn das Werk der Kindererziehung vollbracht ist. Denn dagegen ließe sich im Sinne Naumanns wohl wieder allerlei vorbringen. Was ich vermisse, ist gerade eine prinzipielle, klar und scharf gedachte Theorie, die wir der sozialdemokratischen als **überlegne Wahrheit** entgegenzustellen haben. Zu einer solchen führt nur die folgende Erwägung.

Es ist wahr, daß die menschlichen Dinge zunächst durch natürliche Motive bestimmt und beherrscht werden. Eine dauernde Form des Verhältnisses der Geschlechter zu einander, Genossenschaften aller Art, auch staatliches Zusammenleben in irgendwelcher Gestalt, das alles entsteht mit Notwendigkeit. Es entsteht um des Lebens willen. Menschen können nicht zusammen leben, ohne daß es dazu kommt. Aber das ist **nicht wahr**, daß die natürlichen Motive ausreichen, um dem so ins Leben Getretenen **dauernden Bestand** zu sichern, geschweige ihm die Entwicklung zu vollkommnerer Ausbildung zu ermöglichen. Wenn da nichts andres eingreift als diese natürlichen Motive, dann kommt es nur zu flüchtigen, vorübergehenden Gebilden, die auftauchen und wieder verschwinden, die keine bleibenden Spuren hinterlassen und keine geschichtlichen Lebensformen von wirklicher Bedeutung schaffen. Und dies andre, was da eingreifen muß und auch wirklich eingreift, das ist die sittliche Bestimmung des Menschen. Das menschliche Leben in der Geschichte ist kein Naturprozeß. Es entspringt aus natürlichen Nötigungen. Aber es wird, was es **sein soll** und was es zu werden bestimmt ist, nur indem die sittlichen Motive entstehn und in der weitern Gestaltung der Dinge mitwirken.

Fragen wir aber, wo denn im natürlichen Leben der Ursprung des Sittlichen liegt, so wird die Antwort lauten müssen: er liegt in mancherlei. Das Zusammenleben der Menschen schafft Güter, die ihnen gemeinsam sind, die sie nicht wieder entbehren wollen, nachdem sie sie einmal gekostet, die aber nicht erhalten bleiben können, wenn man sich nicht zum Gehorsam gegen gemeinsame Ordnungen bequemt, und der Einzelne nicht Opfer bringen lernt. In der Beherrschung der Natur entsteht ein geistiges Selbstgefühl im Menschen, das ihn die Hingabe an die sinnlichen Triebe des Augenblicks als eine Erniedrigung empfinden lehrt. In und mit beidem bildet sich das Gewissen, regt sich die Persönlichkeit, taucht im Menschen das Bewußtsein einer Bestimmung auf, die ihn über die Natur hinausweist. Einer der Brennpunkte aber, an dem dies Neue wird und entsteht, ist gerade die Familie und der Verkehr in ihr. Ja neben dem staatlichen Zusammenleben mit seinen Rechtsordnungen ist dies wohl das Wichtigste von allem. Auch die Familie entsteht um des Lebens willen, besteht aber um des vollkommnen Lebens willen. Und sie hat auch als natürliche Ordnung keinen bleibenden Bestand, wenn sie nicht zugleich zu einer freien Schöpfung des sittlichen Lebens wird.

Was folgt daraus? Zunächst schon dies, daß die Geschichtsbetrachtung der Sozialdemokraten eine Chimäre ist. Sie sehen die Sache immer nur von der einen Seite an, vor der andern verschließen sie hartnäckig die Augen. Unsre geschichtlichen Verhältnisse sind immer beides, Produkt einer naturnotwendigen Entwicklung und freie Schöpfung des sittlichen Willens. Und zwar ist beides darin aufs engste mit einander verschlungen und verwoben. Man kann es nicht reinlich von einander scheiden und gegen einander abrechnen. Die natürlichen Verhältnisse sind bleibend Stoff und Grundlage der sittlichen Ordnungen. Umgekehrt sind die natürlichen Verhältnisse in ihrer jeweiligen Gestalt durch den sittlichen Willen im Guten wie im Schlimmen mitbestimmt. Und das gilt nicht bloß von der Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart. Sind die Sozialdemokraten, mit denen wir es zu thun haben, wirklich fähige Köpfe, vermögen sie die Augen aufzumachen und die Dinge unabhängig von ihren Theorien zu sehen, wie sie sind, dann müssen sie selbst die Entdeckung machen, wenigstens wenn sie darauf gewiesen werden, wie unwahr es ist, daß alles in ihren Verhältnissen nur Naturprodukt sei. Nicht als wenn es das nicht auch wäre, aber es ist nicht bloß das. Nicht als wenn nicht die schweren Mißstände blieben und der Kampf um ihre möglichste Abstellung eine heilige Pflicht wäre, aber es steckt mit drin, was an ihnen selber liegt. Das gilt gerade von der Ehe und Familie. Auch für sie ist da ein Quellort von Gütern, die das menschliche Leben erst lebenswert machen, und ein Bereich von Pflichten, in denen sich die sittliche Persönlichkeit bilden, an denen sie erstarken soll und kann.

Aber es folgt noch etwas andres. Und das ist dies: wir können unmöglich dabei stehn bleiben, wenn wir uns im Sinn des Christentums über Ehe und Familie verständigen wollen, nur die Schöpfungsordnung ins Auge zu fassen. Wir dürfen nicht mit Naumann sagen: die Familie ist nach der Schöpfungsordnung der Zweck der Ehe — also ist sie unter diesen sozialen Gesichtspunkt zu stellen und lediglich ihm gemäß zu beurteilen. Nein, die menschliche Entwicklung ist keine einfache Größe, keine

gerade Linie, aus Gottes Schöpfergedanken entspringend. Sie schließt im großen und im kleinen einen Bruch ein, den Bruch vom Natürlichen zum Sittlichen. Gerade das ist Gottes Wille. So hat er es geordnet, daß es immer wieder dazu kommen muß. Was daher Gottes Zweck mit Ehe und Familie ist, können wir nur richtig würdigen und können diese Ordnungen folglich nur richtig verstehn, wenn wir die eigentliche, die sittliche, in die Ewigkeit hineinragende Bestimmung des Menschen ins Auge fassen, für die die Schöpfungsordnung lediglich den Stoff bietet und die Voraussetzung bildet.

Und da ergiebt sich dann: ein doppeltes Natürliches ist die Grundlage. Die Eheleute leben in der Ehe zusammen, und Kinder werden aus der Ehe geboren. Nun sollen die Kinder erzogen werden für Gottes Reich, das betont Naumann in jeder Weise. Die Erziehung ist das sittliche Gegenbild der Zeugung, das, worin diese ihren sittlichen Zweck hat und erreicht. Aber die Ehe sollte nicht auch ihren sittlichen Zweck in sich selbst tragen? Sollte sittliche Bedeutung und sittlichen Wert nur haben in Beziehung auf dies andre, auf die Kinder, von denen gar nicht feststeht, daß sie jeder Ehe von Gott gegeben werden? Nein und abermals nein! Auch die Ehe hat ihren sittlichen Zweck für sich, wie alle großen natürlichen Ordnungen der Schöpfung. Gerade in ihr verwirklicht sich ein Stück Gotteszweck wie nirgends sonst. In ihr sind zwei Menschen in Gott und durch Gott verbunden, so eng und innig, wie es sonst in der Welt nirgends wiederkehrt. Die Ehe muß sittlich gewürdigt und verstanden werden, ganz abgesehn auch von den Kindern, von der Familie, die daraus hervorwächst.

4

Was Naumann den Blick hierfür getrübt hat, scheint mir ein Doppeltes zu sein. Einmal denkt er bei dieser Seelengemeinschaft an Wahlverwandtschaften im Goethischen Sinn, an romantisch-sentimentale Schwärmereien, die den Inhalt der Ehe bilden sollten. Und wenn er das verwirft, hat er vollkommen Recht. Das besteht nicht mit der Wahrheit. Auch im besten Fall ist die Geschlechtsliebe nichts als ein natürliches Motiv. Vielleicht kann man sagen, dies individuelle Moment sei in irgend einem Maß Bedingung der sittlich richtigen Eheschließung. Wenigstens darf keine Ehe geschlossen werden, wenn dies Gefühl widerstrebt. Aber den Inhalt der Ehe bildet es nicht. Es handelt sich in der ehelichen Gemeinschaft um etwas ganz andres. Sie ist eine objektive Gottesordnung. Eine sittliche Gemeinschaft soll sich in ihr gestalten durch gegenseitige Erziehung zum Höchsten, durch eine Vereinigung wachsender Art, die in Gott geschlossen sich in die Ewigkeit erstreckt.

Dazu kommt, daß Naumann sich der Fragestellung der Sozialdemokraten angeschlossen hat. Er sagt das selber ausdrücklich und erinnert daran, daß die Kirche auch sonst durch häretische Strömungen in den von diesen dargebotenen Fragestellungen zu wichtigen Entscheidungen gedrängt worden sei. Aber wenn das geschehn soll, oder wo es berechtigter Weise geschieht, muß die Fragestellung für die Kirche annehmbar, muß sie nicht von einem andern Geist als dem des Christentums diktirt sein. So verhält es sich jedoch hier. Die sozialdemokratische Anschauung weiß nichts davon, daß in der menschlichen Entwicklung ein Bruch vom Natürlichen zum Sittlichen stattfindet. Ihr ist das Ganze ein Naturprozeß. Dem entspricht ihre Fragestellung. Dadurch hat Naumann sich verleiten lassen, in seiner Behandlung der Ehe aus der Schöpferordnung allein zu argumentiren. Statt dessen hätte er ebenso energisch, wie er für die natürliche Zeugung die sittliche Fortsetzung und Krönung durch die Erziehung verlangt, auch den selbständigen sittlichen Zweck betonen sollen, in dem das natürliche Verhältnis der Ehe allererst seine von Gott gewollte Bestimmung erreicht.

Meines Bedünkens läßt sich auch nur auf dieser Grundlage an der Forderung der lebenslänglichen Einehe unbedingt festhalten. Die Argumentation aus der Erzieherpflicht der Eltern reicht nicht aus. Es sind immer Verhältnisse denkbar, und nur zu oft treten sie wirklich ein, unter denen um der Erziehung willen eine Lösung der Ehe das Wünschenswertere wäre. Hier genügt nichts als die Erkenntnis, daß die Ehe ihren sittlichen Zweck in sich selber trägt, und daß alle Voraussetzungen für dessen Verwirklichung hinfallen, sobald die Ehe nicht mehr für die Dauer des ganzen Lebens geschlossen wird.

Auf der andern Seite behalten die Forderungen Naumanns in wirtschaftlicher Beziehung auch so ihr volles Recht. Wir sind es unsern Mitchristen schuldig, alles zu thun, was in unsern Kräften steht, um ihnen eine Ehe und ein Familienleben in christlichem Sinne zu ermöglichen. Mag das tief eingreifen, sowohl was die Wohnungsfrage als was die gesetzliche Normirung der Arbeitszeit betrifft: was unerläßlich ist, muß eben geschehen, muß wenigstens mit Aufbietung aller Kräfte erstrebt werden. Wir werden und dürfen niemals davon lassen, daß die sittlichen Zwecke den wirtschaftlichen Interessen überzuordnen sind. Es handelt sich da um Ueberzeugungen, die in der uns geschenkten Gotteserkenntnis ihre Wurzel haben. Der ultima ratio, daß man doch leben müsse, stellen wir die ultima ratio entgegen, daß es besser ist, gar nicht zu leben, als in einem Leben zu stehn, das die Nötigung zur Sünde enthält.

Aber wir haben in dieser Beziehung nicht bloß Pflichten der Gesellschaft gegen die arbeitenden Klassen zu erfüllen. Wir haben auch Forderungen zu stellen. Davon sagt Naumann nichts. Und das hängt vielleicht auch damit zusammen, daß er zu einseitig die sozialdemokratischen Reflexionen und Fragestellungen im Auge hat, nach denen alles von der Wirtschaftsordnung abhängt. Wir müssen statt dessen von unsrer christlichen Erkenntnis ausgehn. Dann werden wir nicht Gefahr laufen, einseitig mit vollen Händen geben zu wollen. Wir werden dann ebenso unerbittlich, wie wir die Forderungen an die besitzenden Klassen geltend machen, auch die Forderungen betonen, die an die arbeitenden Klassen zu stellen sind. Sie irren, wenn sie nur die wirtschaftlichen Verhältnisse für alles verantwortlich machen. Die Schuld liegt auch an ihnen selbst. Viele Arbeiter könnten sich, wenn sie wollten, in einer Lage befinden, in der sie am Segen einer christlichen Ehe und Familie vollen Anteil hätten. Um nur eins zu nennen: wir in den mittlern Ständen sind durch unsre wirtschaftliche Lage der großen Mehrzahl nach genötigt, mit der Eheschließung bis zum dreißigsten Jahre zu warten. Warum müssen die Arbeiter heiraten, wenn sie reichlich zwanzig geworden sind? Hat es einen Sinn, daß sie im ledigen Stande, wo der Lohn oft reichlich genug ist, nicht ans Sparen denken, dann früh heiraten, auch den notwendigen Hausrat auf Borg beschaffen, binnen kurzem, wenn die Kinder kommen, tief verschuldet sind und nun über die wirtschaftlichen Verhältnisse herziehen, die ihnen ihre heiligen Menschenrechte verkümmern? Dürfen wir solchen Klagen ein Ohr leihen? Sind wir nicht verpflichtet, wenn wir von diesen Dingen handeln, ohne Menschenfurcht um Gottes willen nach beiden Seiten hin zu fordern, was Gottes heilige Ordnung verlangt? Nach dieser Seite scheinen mir aber die Ausführungen Naumanns einer wesentlichen Ergänzung bedürftig zu sein.

5

Aber lassen wir jetzt die Sozialdemokratie beiseite. Die Aufgabe, die Naumann gestellt war, hat es mit sich gebracht, daß dieser Gesichtspunkt seine Ausführungen und so nun wieder unsre Betrachtung darüber beherrschte. Allein die Sache ist schließlich unabhängig hiervon. Die Frage, um deren Diskussion es sich handelt, hat ihre Bedeutung an und für sich. Und ich möchte nicht schließen, ohne ein Wort allgemeinerer Art hinzuzufügen.

Unter dem sozialen Gesichtspunkt sollen wir die Ehe betrachten. Um der Familie willen ist sie da. Um der Kinder und ihrer Erziehung willen soll sie selbst mit sittlich gutem Geist erfüllt sein. Bleibt manche Ehe kinderlos, so ändert das nichts. Oder hebt es etwa den Zweck der Schule zu unterrichten auf, wenn manche Schüler unwissend bleiben? So machen auch kinderlose Ehen den Satz nicht unwahr, daß die Ehe um der Familie willen da ist. Freilich ein schlechter Trost! Denn dabei bleibt es für solche Eheleute, daß ihre Ehe so verfehlt und zwecklos ist wie der Schulbesuch derer, die nichts lernen. Aber einerlei. Wir gehen auf die Betrachtung ein: die Ehe hat ihren einzigen Zweck in der Familie; daß Kinder geboren und erzogen werden, darauf kommt es an. Wir fragen: Wozu wieder die Kinder, und wozu ihre Erziehung? Die Antwort

muß natürlich lauten: Daß das Reich Gottes in der Welt wachsen und werden soll. Aber das weckt nur die neue Frage: Worin besteht denn dies in der Welt werdende und wachsende Gottesreich? Wie stellt es sich dar, und worin verwirklicht es sich?

Bei Naumann finde ich die Antwort: In der Weltverklärung durch die gläubige Ueberwindung von Leid und Sünde. Dazu müssen immer neue Generationen von gläubigen Gotteskindern auf den Plan gestellt werden. Die Ehen werden geschlossen, damit solche in immer reicherer Zahl geboren und erzogen werden. Aber mit dieser Antwort weiß ich nichts anzufangen. Ich sehe nicht ein, inwiefern es sich da um einen stetigen wachsenden Fortschritt handelt. Daß die Sklaverei dahingesunken, und daß die Milde gegen Hilflose allgemeiner Grundsatz geworden, ist gewiß ein Sieg der christlichen Sitte. Aber Sünde und Leid sind im wesentlichen dieselben geblieben. Und zwar erzeugen sie sich immer neu. Die sozialen Notstände der Gegenwart reden eine deutliche Sprache. In neuen Formen kehren Sünde und Leid immer wieder. Und sie steigern sich mit der wachsenden Zahl der Menschen unfehlbar. Ja, das ist das, was an der Sache gewiß ist. Die gläubige Bekämpfung der Sünde und des Leides hängt dagegen von dem guten Willen ab, davon, ob der Wille da ist, der erziehen will, und der andre, der sich durch die Erziehung bilden läßt. Daran aber fehlt es gar oft. Ich sehe daher nicht, wie hier, aufs Ganze gesehen, von dem Wachstum der Menschheit ein Fortschritt erwartet werden darf. Und dann: Inwiefern kann die Zunahme der Humanität und des unbewußten Christentums in der Welt eine Weltverklärung heißen? Kurz, ich verstehe diese Antwort nicht.

Halte ich mich jedoch an das Wort „Weltverklärung," dann wird mir nicht bloß diese Antwort, sondern der ganze Standpunkt Naumanns verständlich. Ich erinnere mich jenes Wortes Gottes an die Neugeschaffenen, das die Ausbreitung der Menschen über die Erde und die ihnen gegebne Weltherrschaft miteinander verbindet. Mir fällt ein, daß der große, immer fortschreitende Kulturprozeß, der die Natur in immer höherm Maße dem Geist unterwirft, der Triumphe über Triumphe feiert, mit Recht eine Weltverklärung genannt werden kann. Ich sehe ein, daß für diesen Fortschritt jede Vermehrung der Menschheit ein Gewinn bedeutet. Und nun verstehe ich vollkommen, daß in diesem Zusammenhang auch die Ehe nur unter dem sozialen Gesichtspunkt, nur als Mutterschoß neuer Generationen gewürdigt werden kann.

Aber freilich, dies verstanden haben und es durchaus ablehnen ist für mich eins. Natürlich, ich will nicht behaupten, daß es so, wie es eben dargelegt ward, der leitende Gedanke Naumanns sei. Er spricht das nirgends aus. Und vieles, was er geltend macht, geht nicht darin auf. Aber was er sagt und so energisch betont, findet in dieser Gedankenreihe seinen natürlichen Zusammenhang und darin erst seine eigentliche Begründung. Sie wirkt daher jedenfalls mit. Wird sie ausgemerzt, dann fällt Naumanns Beurteilung der Ehe hin. In ihr bekämpfe ich, was mir in seiner ganzen Anschauung irrig scheint.

Und daß sie irrig ist, unterliegt für mich keinem Zweifel. Die Schrift weist uns nirgends an, diese natürliche Weltherrschaft des Geistes als das Wesentliche im sittlichen Prozeß anzusehn. Man kann sogar fragen, ob nicht dies und alles, was damit zusammenhängt, im Evangelium als nichts bedeutend gänzlich zurückgestellt wird. Man kann, wenn man erwägt, daß es doch den Stoff des bürgerlichen Berufs für die meisten Menschen bildet, die zweifelnde Frage daran knüpfen, ob wir auch in diesem Punkt die Beurteilung des Evangeliums festhalten können. Doch wäre das irrig. Das Alte Testament, die Schöpfungsordnung bildet die Voraussetzung des Evangeliums. Und darin liegt das alles mit drin. Nur wird die Aufmerksamkeit nicht besonders darauf gerichtet. Es ist etwas Natürliches, etwas, was kraft natürlicher Nötigung zu stande kommt und sich entwickelt. Die sittliche Aufgabe liegt nicht darin. Die sittliche Sphäre ist die Gemeinschaft der Menschen und die geistige Zucht des sinnlichen Lebens; letztere ist etwas ganz andres als die natürliche Herrschaft des Geistes über die Welt der Dinge. Auf ein ewiges Reich Gottes ist es abgesehn, auf die vollkommene Gemeinschaft persönlicher Geister unter Gott, unter Jesus Christus als ihrem Haupt. Das soll sich in der Welt gestalten und entwickeln. Seine Vollendung und einstige Verklärung kommt von oben, kommt von Gott. Sie hat mit den Fortschritten der Kultur nichts zu thun, sondern ist völlig andrer Art. Die Kultur hat nur insofern etwas damit zu thun, als sie eine der wichtigsten natürlichen Voraussetzungen des in der Welt sich gestaltenden sittlichen Gottesreiches ist.

Gehn wir nun hiervon aus in der Beantwortung der eben aufgeworfnen Frage, was das Gottesreich sei, dem nach gemeinsamer Voraussetzung Ehe und Familie dienen sollen, dann muß die Antwort lauten: In der Gemeinschaft der Menschen verwirklicht es sich, solcher Menschen, die es lernen, durch geistige Zucht das sinnliche Wesen im Zaum zu halten, die in gegenseitigem Dienen das Geheimnis der Liebe erkennen, die sich in Gott eng zusammenschließen, die aneinander bauend und miteinander wachsend in die ewigen Gedanken Gottes hineinwachsen. Fragen wir aber: Wo, wo kommt das zu stande, so werden wir sagen: Hin und her, wo Menschen sich von Gottes Geist für die Ewigkeit erziehen lassen; schließlich soll alle Menschengemeinschaft darauf hinauslaufen und darin ausmünden. Aber wir werden hinzufügen: Einen Ort wüßten wir, da seien die natürlichen Bedingungen so gestellt, daß sich an ihm wie nirgends sonst der ewige Gotteszweck gestalten, verwirklichen solle und könne. Und dieser Ort sei die Ehe, das eheliche Zusammenleben von Mann und Weib. Da redet der sinnliche Mensch in seiner stärksten Bethätigung mit, da ist die Gemeinschaft die umfassendste, schließt das Größte und Geringste ein, ist zugleich die intimste und äußerlichste. Ja wahrlich, man kann gar nichts an die Seite der Ehe stellen. In ihr ist uns im Kompendium unsre Reichsgottesaufgabe gegeben. In ihr verwirklicht sich der Gotteszweck wie nirgends sonst.

6

Freilich, das ist dann ein ganz andres Ergebnis als das von Naumann verkündigte. Und doch haben wir es gewonnen, indem wir auf seine Voraussetzung eingingen. Denn wenn wir fragen: Wozu wieder die Kinder und deren Erziehung? und wenn wir nicht die Fortschritte der Kultur als Zweck der Menschheit gelten lassen wollen (was wider die Grundgedanken des Evangeliums wäre), dann finden wir: dieser Zweck der Menschen, das, wozu sie geboren und erzogen werden, liegt in einem vollkommnen Gemeinschaftsleben, und nirgends in der Welt verwirklicht sich dieser Zweck in der Weise wie in der Ehe. Ist also die Familie der Zweck der Ehe, so ist umgekehrt auch die Ehe der Zweck der Familie. Und wenn die kinderlose Ehe nach einer Seite etwas Unvollkommnes bleibt, so gilt doch auch hier, daß der himmlische Vater, indem er versagt, zugleich seine Kinder segnet. Oder will jemand wiedersprechen, wenn ich sage, daß nach meiner Beobachtung dieser selbständige sittliche Zweck der Ehe in kinderlosen Ehen oft am besten erreicht werde, und daß es nicht schwer sei, sich den Zusammenhang dieser Erscheinung verständlich zu machen?

Aber gilt nun diese Betrachtung der Ehe nur für die besitzenden Klassen? Denn so lautet einer der Vorwürfe, die Naumann gegen die Behandlung des Gegenstandes in der theologischen Ethik erhebt. Ich meine jedoch: wenn das Evangelium für alle ist, so wird auch eine nach den Grundsätzen des Evangeliums geführte Ehe für alle sein. Auch wird es in allen Ständen Ehen genug geben, die Zeugnis hierfür ablegen. Denn der Sauerteig des Evangeliums hat noch nicht zu wirken aufgehört. Wird es durch wirtschaftliche Notstände erschwert, so haben wir deren Besserung zu erstreben, aber nicht das christliche Ideal zu ändern und herabzusetzen. Das Entscheidende wird immer die innere Bekehrung der Menschen sein und bleiben.

Allein der Haupteinwand bleibt: diese Anschauung ist individualistisch. Nun, ich weiß nicht. Man könnte sie auch sozial im höchsten Sinn nennen. Denn sie beruht darauf, daß das soziale Verhältnis der Ehe nicht zum Mittel für etwas andres herabgesetzt werden darf, darauf, daß der ewige Zweck Gottes als ein sozialer gedacht werden muß, daß sich ein Stück des sozialen Gotteszwecks in der Ehe verwirklichen soll. Aber meinetwegen, nenne man sie individualistisch, ich scheue den

Namen nicht. Mir scheint, wir laufen Gefahr, über der Betonung des Sozialen und seiner Bedeutung demnächst zu vergessen, daß es nur der Einzelne ist, der Werte empfindet, in dem und für den Werte verwirklicht werden, der heilige Entschlüsse faßt, der große Thaten thut, der die Welt vorwärts bringt und der selig werden kann. Nicht der Einzelne in der Aussonderung von der Gemeinschaft. Er ist nichts und wird nichts ohne die Gemeinschaft. Auch nicht die einen vor den andern, sondern alle sollen berufen werden. Und das Ziel ist die vollkommene Gemeinschaft. Aber diese selbst ist nur lebendige, persönliche, in Gott hineinreichende Wirklichkeit in den Einzelnen, aus denen sie besteht. Läutet man dort die Gemeindeglocke und hier die soziale Glocke, so wollen wir die andre Glocke nicht vergessen, die die größte sein und die Sören Kierkegaards Umschrift tragen muß: „Der Einzelne! Der Einzelne!" Sonst denken wir das Reich Gottes nicht als das Reich persönlicher Geister, das es ist.

J K

Die Sonntagsfrage

Uebersicht: 1. Einleitung; 2. Geschichtlicher Ueberblick; 3. Prinzipienfrage; 4. Praktische Folgerungen

1. Einleitung

Nichts kennzeichnet unser gegenwärtiges Zeitalter so sehr als Uebergangsepoche als der beängstigend große Reichtum an „Fragen," die auf der Tagesordnung stehen. Wie vieles, das bis vor kurzem für völlig gesichert, für unantastbar galt, sehen wir heute in Frage gestellt. Hat dieser Erscheinung gegenüber der bekannte Mahnruf unsers Alt=Reichskanzlers: Quieta non movere! sein volles Recht, so ist andrerseits doch nicht zu verkennen, daß gerade der Reichtum an Problemen zu den Hoffnung erweckenden Zeichen der Gegenwart zählt. Wohl begründet es ein Gefühl der Unsicherheit, wenn in rascher Aufeinanderfolge Frage auf Frage auf den Markt der Oeffentlichkeit gebracht wird, und noch ehe eine Lösung der vorliegenden Rätsel gefunden ist, immer neue aus den sturmerregten Tiefen des Volkslebens aufsteigen. Und doch dürfen wir es zu den wertvollsten Bürgschaften der Zukunft rechnen, daß unserm Zeitalter mehr und mehr für alles, was reformbedürftig ist, der Blick geschärft wird. Die überreiche Fülle von Fragen, die uns in Atem und Spannung erhält, bedeutet sicherlich einen wertvollen Fortschritt, denn viele der heute uns bewegenden Aufgaben haben im Grunde längst auf eine Lösung gewartet, aber unsrer Zeit blieb es vorbehalten, sie überhaupt als Aufgaben zu erkennen und darum nun auch Hand anzulegen an ihre Lösung.

Die Frage, die uns im Folgenden beschäftigen soll, gehört nun freilich nicht zu denen, die erst seit gestern und ehegestern auf der Tagesordnung stehen. Aber veraltet ist sie gleichwohl nicht, so wenig als sie gelöst ist. Nein, erst in unserm Jahrhundert ist die Sonntagsfrage vielmehr brennend geworden, und heutzutage steht sie mehr denn je im Vordergrunde. Staat, Kirche, humanitäre Vereine und nicht am wenigsten die Sozialdemokratie haben sich in unsern Tagen mit besondrer Energie dieser Frage bemächtigt. Und ihren verschiedenartigen Bemühungen haben wir es zu danken, wenn in diesem Sommer ein beträchtlicher Teil unsrer Volksgenossen den viel zu lange ihm vorenthaltenen Besitz eines freien Sonntagnachmittags antritt. Und wenn auch die Novelle zur Gewerbeordnung keineswegs eine Erfüllung aller auf dem Gebiet der Sonntagsfrage gehegten Wünsche bringt, so haben wir doch alle Ursache, dies Gesetz als einen wesentlichen Fortschritt mit dankbarer Freude zu begrüßen. Sicherlich ist es von hohem Wert, daß nach jahrzehntelanger Dezentralisation auf dem Gebiete der Sonntagsgesetzgebung nun endlich die gesetzgebenden Gewalten im Reich sich dieser Frage angenommen haben. Und gern möchten wir uns der Hoffnung hingeben, daß sie in absehbarer Zeit eine noch vollkommnere Lösung finden wird, daß das wertvolle Gut einer ausreichenden Sonntagsruhe bald irgendwie auch den Schichten der Bevölkerung zugänglich gemacht werde, die es auch nach dem ersten Juli noch entbehren müssen. Aber freilich selbst damit wäre die Sonntagsfrage doch noch in keiner Weise gelöst. Denn gesetzt selbst den denkbar günstigsten Fall: ein thatkräftiges Vorgehen unsers Parlaments brächte uns binnen kurzem an das ersehnte Ziel uneingeschränkter Sonntagsruhe, würden wir nicht sehr bald den Tag der allgemeinen Arbeitslosigkeit als nationales Unglück zu beklagen haben, wenn nicht gleichzeitig in unserm Volke die sittlichen Kräfte entbunden worden wären, vermöge deren es diesen Tag mit einem positiven Inhalt zu erfüllen vermöchte?

Schon der Blick auf die soziale Seite der Frage macht es uns also gewiß, daß, um ihre Lösung herbeizuführen, es doch noch idealerer Faktoren bedarf, als der gesetzgebenden Gewalten. Dazu kommt, daß die Sonntagsfrage eine überaus wichtige kirchliche Frage ist. Und man müßte schon ein fanatischer Vertreter des Staatskirchentums sein, wollte man die Lösung einer so bedeutsamen Frage des kirchlichen Lebens aus den Händen des Staates allein entgegennehmen. Doch wozu mit vielen Worten nachweisen, was den Lesern dieser Zeitschrift ohnedies insgesamt feststeht? Die Sonntagsfrage ist eine so beziehungsreiche, so mannigfach verzweigte, daß die gesetzgebenden Faktoren des Staates wie die Organe des kirchlichen Lebens an ihrer Lösung in gleicher Weise interessirt sein müssen. Und vor allem ist, wie wir fest überzeugt sind, auch zur Lösung dieser Frage die evangelische Kirchengemeinde berufen. Darum bedarf es keiner weitern Rechtfertigung unsrer Artikelreihen.

Freilich nicht darum handelt es sich zunächst, einzelne praktische Erkenntnisse in Bezug auf die Sonntagsfrage zu gewinnen, sondern um prinzipielle Stellungnahme ist es uns zu thun. Nun fehlt es nicht an solchen, die davor warnen, sich hier in müßige Theorien zu verlieren. Sie weisen darauf hin, die Zeit sei für bloß akademische Erörterungen zu ernst. Heute dränge alles so sehr auf energische Verwirklichung des allgemein als notwendig Erkannten, daß man die theoretische Begründung billig außer acht lassen, zum mindesten bei ihr sich nicht versäumen dürfe. Wir haben wohl ein volles Recht dazu, solchen Stimmen gegenüber uns mit Gleichmut oder besser noch mit tapferm und beharrlichem Widerstreben zu wappnen. Um gerade an die Lösung dieser gewichtigen Zeitfrage in erfolgreicher Weise Hand anlegen zu können, werden wir auf den Besitz einer Theorie am wenigsten verzichten dürfen. Denn wenn irgendwo, so hängen hier Theorie und Praxis aufs innigste zusammen. Nach der dem Sonntag gegebnen theoretischen Begründung wird sich Maß und Ziel unsrer Forderungen, vor allem auch die Methode unsers Vorgehens gestalten.

Nun unterliegt bekanntlich eben diese Frage nach der Grundlage der Sonntagsfeier einer völlig verschiednen Beantwortung. Aufs schärfste stehen zwei Anschauungen einander gegenüber. Nach der einen stellt sich der Sonntag dar als ein auf göttlicher Anordnung beruhender Feiertag, nach der andern erblickt man im Sonntag eine auf kirchlicher, d. i. menschlicher Einrichtung beruhende Sitte. Weitaus die Mehrzahl der für den Schutz des Sonntags Kämpfenden giebt ihm eine religiöse Begründung. Und zwar gilt dies nicht etwa nur für England, für die Schweiz und für Amerika, nein auch in Deutschland steht es so, daß die verdientesten, thatkräftigsten Vorkämpfer in der Sonntagsfrage für ihre Forderungen eintreten auf Grund der Ueberzeugung, daß die Feier des Sonntages sich auf göttliche Einsetzung zurückführe und eben darum als religiöse Pflicht betrachtet werden müsse. Bei dieser Lage der Dinge werden wir vollends nicht unterlassen dürfen, unsrerseits vorurteilslos nach der theoretischen Grundlage des Sonntages zu fragen. Denn gewiß gilt es nirgends in höherm Grade als bei uns in Deutschland, daß nur das theoretisch Haltbare die Grundlage eines soliden praktischen Baues zu bilden vermag.*) Der Weg, um sichre Prinzipien zu gewinnen, bleibt für den evangelischen Christen im letzten Grunde der Rückgang auf die entscheidenden Grundsätze des Evangeliums, aber auch die Blätter der Kirchengeschichte sind uns als Weg=

*) S. die vortrefflichen Schlußausführungen in Hengstenberg: Der Tag des Herrn. 1852.

weiser gegeben, und es ist nicht geraten, sie geringschätzig zu überschlagen. Denn nur einer geschichtlich geläuterten Erkenntnis bleiben in unsern Tagen, wo ein plötzlich auftauchender Gedanke, eine vorübergehende Tagesmeinung sich so gern als völlig neue und als absolute Weisheit geberdet, gefährliche Irrungen und Enttäuschungen erspart. Versuchen wir denn zunächst die Geschichte der christlichen Sonntagsfeier ihren Hauptmomenten nach uns vor das Gemüt zu führen. E R

Deutsches Volksleben vor der Reformation

Wenn es einen besondern Reiz gewährt, der Entwicklung eines bedeutenden geschichtlichen Ereignisses und seinen Folgen nachzugehen, so ist es nicht weniger von Interesse, die Zustände zu betrachten, durch die es herbeigeführt worden, aus denen es herausgewachsen ist. Wenn auf solche Betrachtung ein Ereignis in der Geschichte Anspruch erheben kann, so die deutsche Reformation. Mit besonderm Eifer hat sich die Geschichtsforschung in der letzten Zeit den Zuständen vor der Reformation zugewendet. Sie hat Ueberraschendes zu Tage gefördert. Sie hat für immer aufgeräumt mit der sonst so weitverbreiteten Auffassung, als sei jene große Bewegung gewissermaßen aus einer Zeit der tiefsten Nacht emporgestiegen, und sie wird mit noch entschiednern Worten eine Verherrlichung der Zustände vor der Reformation zurückweisen müssen.

Was aber gerade diese Zeit der Vorbereitung großer Ereignisse so besonders interessant für uns macht, das ist ihre in vieler Beziehung geradezu überraschende Aehnlichkeit mit der unsrigen.

Das Merkmal des Ausgangs des Mittelalters ist ein allgemeines Unbehagen, ein gährendes Vorwärtsdrängen, ein leidenschaftliches Hoffen, ein kleinmütiges Fürchten; durch alle Kreise der Bevölkerung zieht das Gefühl, daß die kirchlichen, die sozialen Verhältnisse ihrer Auflösung entgegengehen. Aber wohin alles drängte und floß, das wußte keiner. Ein dunkler Drang trieb vorwärts; an festen, klaren Zielen, denen hoffnungsfroh und arbeitsfreudig sich das Volk hingab, fehlte es. Solche Zeiten des Uebergangs und der Unklarheit sind aber immer Zeiten der Maßlosigkeit und der schroffsten Gegensätze. Und so klingen uns die verschiedenartigsten Töne aus dem endenden Mittelalter entgegen, alle aber im stärksten Forte. Alles ist auf die äußerste Höhe geschraubt: maßlos ist der Reichtum, der sich in einzelnen Händen häuft — das Vermögen der Augsburger Fuggers schätzte man auf 63 Millionen Gulden —, maßlos ist die Armut und die Bettlerplage: die Bettler schätzte man in Deutschland auf 24 000 — also ein wirkliches Bettlervolk —; maßlos ist der Luxus und die Ueppigkeit, maßlos die Schinderei und Plagerei; maßlos die Phantasie, der Aberglaube, die Hingabe an die Kirche, aber ebenso maßlos die Frivolität, die Opposition, der Materialismus, der Unglaube; maßlos ist die Glut der Anbetung, die Sehnsucht nach Seelenfrieden, maßlos die Lästerung; keine Zeit hat so zu spotten gewagt, wie diese. Die fieberhafte Erregung, die durch alle Stände zittert und Jung und Alt ergreift, die bis zur Raserei gesteigerte, von allerlei phantastischen Träumen genährte Sehnsucht nach einem bessern Zustande in Gesellschaft und Kirche, das Alles läßt uns Blicke hinunter thun in die Tiefen der Volksseele, die uns vor Mitleid erbeben lassen, uns aber auch mit einem fast andächtigen Ernst erfüllen, denn man erklärt solche Aeußerungen nicht mit dem abfertigenden Urteil: krankhaft.

Will man die Grundgedanken, die das Volksleben vor der Reformation bewegten, aus dem gährenden Ganzen herausschälen, so wird man auf zweierlei geführt. Was die Volksseele so tief bewegte, war einmal Sehnsucht nach religiösem Frieden und zum andern Sehnsucht nach sozialer Freiheit — diese beiden Bestrebungen berühren, durchdringen, stärken sich gegenseitig mannigfach, aber für die Darstellung sind sie wohl auseinanderzuhalten.

1. Die religiöse Gährung

Die Italiener der Renaissance äußern nicht selten ihre Verwunderung über die Frömmigkeit der Deutschen, und diese

selbst lieben es, im Gegensatz zu dem Unglauben jenseits der Alpen, sich ihrer Glaubensfestigkeit zu rühmen. Sie haben ein Recht, dies zu thun. Die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zeigt ein überraschendes Anwachsen des religiösen Eifers und eine Kirchlichkeit, wie sie kaum die frömmsten Zeiten des Mittelalters gesehen haben. Es ist, als ob die katholische Kirche ihre Kraft noch einmal recht gründlich ausleben wollte. Das ist umso auffallender, als die Kirche wegen der sittlichen Verwahrlosung aller ihrer Stände, wegen der schamlosen Ausbeutung des frommen Sinnes, wegen der schreienden Bedrückung des gemeinen Mannes, wegen ihrer ausgesprochnen Bildungsfeindlichkeit die Verachtung aller Volkskreise tragen mußte; darin war der Städter mit dem Bauern, der Bauer mit dem deutschen Adel, der Adel mit dem Gelehrten, dem Humanisten einig. Ja es läßt sich ohne Mühe ein Bild zusammenstellen, das in den schärfsten Zügen den Haß gegen die Kirche zeigt, sodaß man es kaum für möglich hält, daß daneben noch Raum für eine hochgradige Kirchlichkeit sein konnte. Die Volkslieder strotzen von Verhöhnung der Priester, unsaubere Pfaffengeschichten sind ein eifrig gepflegter Zweig der pikanten Litteratur. Wenn der Raubritter ein Pfäfflein abfassen konnte, machte er es zum Spielball der frechsten, grausamsten Laune; wenn der revolutionäre Bauer seinen sozialen Zukunftsträumen nachhing, so sang er in einem wunderbaren Gemisch von Blutgier und Andacht:

> Wir wollen Gott von Himmel klagen,
> Kyrie eleison,
> Daß wir Pfaffen nit sollen zu Tode schlagen,
> Kyrie eleison —

oder:

> Der Pfaffen und der Jüden Guot
> Das macht uns all ein frien Muot.

Wollte der feingebildete Humanist sich in seinen Kreisen ein dankbares Lesepublikum sichern, dann durfte er nur eine Pfaffengeschichte bieten. Er tauchte seine Feder in die Galle des Spottes und kleidete die Zote in elegantes Latein, die der Bauer im kräftigen Dialekt mit derselben Kunst und Geistesschärfe zu stande brachte. Und doch schien der Priester dem Volke unentbehrlich, und hinter allem Spott regte sich eine abergläubische Ehrfurcht vor der Priesterplatte.

Eine andre Gestalt, deren sich die Spottlust bemächtigt, ist der Bettelmönch, vor dessen frecher Dreistigkeit sich niemand retten kann. Alles, was er erwischen kann, steckt er in den Sack: Aepfel und Birnen, Ingwer und Galgan, Muskat, Nelken und Safran, neue Kleider, Fische, Hühner, Kohl und Eier, Butter, Milch und Honig, namentlich aber Käse, Schaf-, Kuh- und Ziegenkäse, harte und weiche, große und kleine Käse — daher nannte der Volkswitz die Bettelmönche Käsjäger —; dennoch gab jedermann gern und wagte in frommer Scheu nicht, die Dreisten von der Thür zu jagen; in klösterlicher Erde zu ruhen, oder gar in der Klosterkirche selbst, wo fromme Mönche für der Seelen Ruhe Messe lasen, galt den frommen Gläubigen als sicherste Bürgschaft für die Seligkeit; und Luther erzählt uns, wie ein Fürst von Anhalt als Franziskanermönch „zerfastet, zerwachet, zerkasteiet, daß er sah wie ein Totenbild, durch Magdeburgs Straßen ging, und wer ihn ansah, der schmatzte für Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen.“

Die frivole Spottlust scheute weder den heiligen Ort noch die heiligsten Gestalten. Im geistlichen Schauspiel wurde die Kirche zum Belustigungsort, der Gottesdienst zum Volksfest der niedrigsten Art. In der rohesten Weise verhöhnt die pöbelhafte Nachahmung die heiligen Gebräuche, und selbst über Christus ergießt sich die Flut der unflätigsten Späße. In einem österlichen Schauspiel erscheint Joseph als ein alter weinseliger Junggeselle, der sich z. B. bei der Flucht nach Aegypten mit der Aussicht auf gutes ägyptisches Bier tröstet; die Jünger von Emmaus halten eine lustige Tafel, prügeln sich mit dem Wirt, trinken alle Weinreste aus, und dann kommt wieder der fromme Schluß:

> Nun singet den bösen Jüden zu schanden,
> Christ ist erstanden.

Daß Christus selbst nicht geschont wird, dafür dies Beispiel:

beim Verhör bietet ihm Malchus einen Stuhl an, zieht ihn aber weg, als Christus sich setzen will!

Mit solchem Spott ging Hand in Hand der religiöse Zweifel, ja ein grober Materialismus. Die rohen Gesellen sitzen nach der Predigt beim Wein zusammen und kritisiren sie und sprechen: „es wäre nichts; der Mensch hätte ein Seel gleich als ein Viech.“ Der Zweifel fragt ungehindert: wer denn Gott oder den Teufel jemals gesehen habe, wer denn jemals aus dem Himmel oder der Hölle hergekommen sei, ob die Pfaffen den Teufel nicht „ihrer Nahrung halber“ so grausam schilderten. So redet der gemeine Mann, während der gebildete Humanist sich in seiner Weise mit der kirchlichen Lehre abfindet.

Und dasselbe Volk, das so gespottet, gelästert, das Heilige in den Staub gezogen und gezweifelt hat, dasselbe Volk zeigt eine Glut der Andacht, eine Hingabe an die Kirche und ihre Gebräuche, eine grobsinnliche Erfassung des Unsichtbaren, eine brennende Sehnsucht nach innerm Frieden, kurz eine Religiosität, an die kaum eine andre Zeit heranreicht, und an deren Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln ist. Es giebt kein kirchliches Gebiet, auf dem dieser Eifer sich nicht bethätigt. So schon im Kirchenbau.

Niemals vorher und nachher hat Deutschland gottesdienstliche Bauten in solcher Zahl und Pracht erstehen sehen, als damals. Danzig baut sich im fünfzehnten Jahrhundert acht Kirchen, das kleine Stuttgart verdankt dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts drei; Braunschweig hat fünfzehn, Köln neunzehn Pfarrkirchen und über hundert Kapellen — man bedenke, daß die größten Städte kaum über 20000 Einwohner hatten. Und wie wurden diese Kirchen ausgeschmückt! Reich und Arm wetteiferte im Opfern; um etwas beizutragen zum guten Werk verkauft der Arme seine Kleider, Kleinodien, Getreide, Vieh, Waffen. Mag man immer bei dieser Opferfreudigkeit die Mode und die Lust am Prunkvollen mit in Anrechnung bringen — waren doch die Kirchen Museen und Schatzkammern ebenso gut wie Gotteshäuser —, erklärt wird sie doch nur durch den tiefen Drang des Volkes, sich durch solche Opfer das ewige Heil zu sichern. Die Verdienstlichkeit solcher Spenden stand außer allem Zweifel.

Aber die Kirchen standen auch nicht leer; die Glocken riefen nie umsonst. Namentlich bei Prozessionen, festlichen Gottesdienste, geistlichen Spielen drängten sich Tausenden herzu. 1483 wurde in Erfurt eine Regenprozession gehalten. Nach vielen Tausenden zählten die Teilnehmer, die sich um fünf Uhr morgens in Bewegung setzten und erst mittags zwölf Uhr alle Stationen besucht und alle heiligen Handlungen beendet hatten. Stand ein volkstümlicher Prediger auf der Kanzel, so faßte die Kirche die Menge nicht. Was aber die Leute lockte! Woran der verirrte Geschmack der Zeit doch Gefallen fand! Wie in dem Schmuck der Kirchen das Prunkende, Allegorische, Plumpe sich breit machen durfte, so auch in der Predigt. Ein so bedeutender Prediger, wie Geiler von Kaisersberg, konnte eine Osterpredigt von den „Schlauraffen-Narren“ halten und zwar von sechs Schellen derselben. Darin vergleicht er allen Ernstes Christus mit einem Osterfladen: „Wie man den Fladen macht aus Käs, Milch und Eier, so ist Christus gemacht aus dem Fleisch, Seel und Gottheit.“ Wenn Geiler so predigen konnte, was werden geringere Geister geleistet haben!

Besonders aber zogen die Bußprediger das Volk an; keinem ists so gelungen, das Volk, hoch wie niedrig, hinzureißen und sich in des Volkes Phantasie als Heiliger festzusetzen, wie dem Bernhardinermönch Johann Capistrano. Er war ein Italiener von Geburt, ein kleines ausgetrocknetes, kahlköpfiges Männchen mit grauem Bart und rötlichem Gesicht. 1452 hielt er seinen Triumphzug durch Deutschland. Sein Kommen bedeutete für jede Stadt ein herrliches Fest. Der Rat, die Geistlichkeit, das Volk zog ihm entgegen in Prozession mit Fahnen und Reliquien. Alle umdrängten den Wundermann, um ihn zu sehen und ihm das Gewand zu küssen. Er predigte auf dem Markte, unter freiem Himmel, zwei bis drei Stunden lateinisch, ein Dolmetscher wiederholte die Predigt deutsch. Aber lieber als den Deutschen hörte die Menge den Italiener selbst, hingerissen vom Feuer seines Blickes, vom Sturm seiner Begeisterung, von der Gewalt seiner Stimme; denn das Volk schätzt den Redner stets mehr nach der Form und dem Aeußern, als nach dem Inhalt. „Da konnte man Worte hören,“ ruft einer seiner Zuhörer begeistert aus, „und sollten Engel geredet haben, es wäre genug gewesen.“ Er predigte gegen Zins und Wucher, gegen Spiel und Putz, und er hatte, so sagt der Erfurter Chronist, die sonderliche Weise an sich, um die Perrücken und langen Zöpfe der Frauen, um die Spitzen der modischen Schnabelschuhe, um Schminke und Spielkarten zu bitten, was dann alles nebst Würfeln und Knöcheln, Brettspielen und unschuldigen Schachpuppen auf einem Scheiterhaufen zu Gottes Ehre verbrannt wurde. In Nürnberg wurden so 3612 Spielbretter, 20000 Würfel, Kartenspiele ohne Zahl und über 70 prächtige Schlitten und andre Gegenstände in die Flammen geworfen. Dazu führte er besondre Reliquien mit sich, u. a. ein Barettlein des heiligen Bernhard, ein Fläschlein mit Blut, „das dem heiligen Bernhard am vierundzwanzigsten Tage nach seinem Tode aus seiner heiligen Nase geflossen war.“ Der feierlichste Augenblick war es, wenn er von seiner Tribüne herabstieg zu den Kranken und Gebrechlichen, die sich, ebenso wie die Juden, die man herbeigenötigt hatte, in einem besondern abgegrenzten Raum befanden, und sie mit den Reliquien berührte. „Da wurden,“ wie der fromme Chronist erzählt, „Blinde sehend, Taube hörend, Lahme konnten gehen, und viel großer merklicher Zeichen geschahen da.“

Capistrano, „der heilige Mann,“ blieb höchstens etliche Wochen, aber das fromme Volk wollte Heil und Gnade allezeit unter sich haben. So schaffte sich die erregte Phantasie Heilige über Heilige, Nothelfer für all die Not der Zeit. Denn es war ernste Zeit, die Verhältnisse trostlos. Die Chroniken sind voll von Unglücksfällen aller Art, die Astrologen ängsten das Volk mit unheimlicher Prophezeiung. Aller paar Jahre gab es Mißernte, Teurung, Pest, Blattern, dazu die französische Krankheit. Gegen jede Not erfand sich das arme Volk einen neuen Heiligen, und die Kirche ließ es gewähren. Wie heute an die Spezialärzte, so wandte sich damals das Volk an „seine lieben Heiligen,“ ja bald wandelten sie sichtbar, leiblich unter dem Volke. Wie man Hexen und Teufel in Menschengestalt sah, so auch Heilige, wahre Menschen Gottes.

Greifbar, sichtbar wollte der fromme Sinn das Heil und den Frieden haben: nicht das Bild des Heiligen, nicht der lebende Heilige genügte — die Reliquien des einst gestorbnen müssen Heil und Gnade vergegenwärtigen und verbürgen. Ein Wetteifer ohne gleichen ergreift die Städte, die Klöster, die Kirchen, ja einzelne Fromme, den möglichst größten und gnadenreichsten Schatz heiliger Ueberreste zusammen zu tragen. Die Privatsammlung des vornehmen Nürnbergers Jakob Muffel hatte 308 Stücke. Diese stattliche Zahl ward freilich weit überboten durch den Schatz, den ein so einsichtsvoller Fürst, der Beschützer der Reformation, Friedrich der Weise, in Wittenberg zusammengebracht hatte: er zählte 5005 Partikeln, deren jede hundert Tage Ablaß gewährte. Wunderbare Dinge werden da angepriesen: z. B. die Gesichtshaut des heiligen Bartholomäus, Ueberreste von der Rute Aarons und vom brennenden Busch, von der Krippe und den Windeln Jesu, zwei Partikeln von dem Heu und eine von dem Stroh, worauf der Neugeborne lag. Der Wert solch einer Reliquiensammlung berechnete sich nach der Summe von Ablaßjahren, die sich durch Berührung und Anbetung gewinnen ließ. Der Wittenberger Heiligenschatz brachte 500000 Jahre Ablaß; er wurde aber weit überboten durch die Sammlung Albrechts von Brandenburg in Halle, die ihren Andächtigen über 39 Millionen Jahre Ablaß verbürgte.

Auch hier finden wir das Hinübergreifen ins Maßlose, Grenzenlose — immer ein Zeichen einer innern Volkskrankheit; ein deutliches Zeichen, wie unbefriedigt das religiöse Bedürfnis durch die ganze Art dieses Kultus blieb. Die Glut ward nur gesteigert, das Verlangen maßloser, die Andacht raffinirter.

Doch nirgends schien das unruhige Herz sich wohler zu fühlen als im Aufblick zur reinen Gestalt der heiligen Jungfrau Maria: diesem Liebling der Volksfrömmigkeit, vor der sich die Innigkeit, Zartheit und die deutsche Gemütstiefe in den lieblichsten Tönen frommer minnelicher Poesie äußert. Das Volkslied, das der gemeine Mann frei sich selbst fügt, und das gelehrt gedrechselte Poem des Humanisten, sie wett-

eifern in der Verherrlichung unsrer lieben Frauen, die dem Herzen Gottes und den Herzen der Menschen näher steht als Christus. Es lag im Drang der Zeit, auch hier nicht still zu stehen. Wurde Maria verehrt, so griff die Andacht weiter und bemächtigte sich auch der Mutter der Maria, der heiligen Anna, sie umwebend mit Sage und sie ausstattend mit überschwänglicher Ablaßgnade: wer vor ihrem Bilde ein Avemaria mit dem Bekenntnis zur unbefleckten Empfängnis sprach, der gewann einen Ablaß von 10000 Jahren tötlicher Sünde und 20000 Jahren läßlicher Sünde — was Wunder, daß der St. Annakult Mode wurde! „St. Anna war mein Abgott," bekennt Luther als echtes Kind seiner Zeit.

Wenn uns in diesem Heiligendienst trotz aller Verkehrtheit doch die Zartheit, der Ernst und das Gemüt rühren und wohlthun, so ergreift uns ein Schauer der Entrüstung und doch auch des Mitleids, wenn wir dieser Welt von Heiligen eine Welt von Hexen und Teufeln gegenüber sehen: altheidnische Vorstellungen werden von einer rohen, maßlosen Phantastik zu einer unheimlichen Auferstehung gerufen, und der erhitzte, zügellose Wahn bläst diesen unheimlichen Gestalten ein schauriges Leben ein, sodaß sich das arme Volk ängstigt mit den Ausgeburten seiner eignen Phantasie, bis in den greulichen Hexenprozessen die ganze Grausamkeit und Roheit der Zeit sich von den selbst gerufnen Geistern wieder befreien will. Wohl wagt sich die kecke Komik einmal auch an die Höllenbewohner, und der Zweifel tastet auch gar den Teufel an, aber von der Furcht vor den dämonischen Gewalten waren auch die Zweifler gepackt, und so ganz ehrlich war ihr Spott nicht. Was wollten sie auch sagen, wenn man den Teufel bei Hof in Bayern gesehen hatte? Der Erzengel Michael hatte ihn noch einmal aus dem Himmel geworfen; bei Hof war er als schwarzer Mann zur Erde gefallen, aber sofort von einem nachstürzenden Klumpen Feuer verzehrt worden Ueberall hörte und sah der wilde Aberglaube dämonische Mächte, im rieselnden Bach, im zischenden Feuer, im heulenden Sturm, im krächzenden Vogel, in jedem wunderlichen Wolkenbild. Der Griffel des Holzschneiders war geschäftig, in ungezählten Bildern durch die verzerrtesten Teufels- und Hexengestalten die erregte Phantasie zu nähren und dem tollen Aberglauben neuen Stoff zu bieten. Und dieser Zeitkrankheit entzogen sich nicht die Gebildetsten. Daß der Lauf der Gestirne auf des Menschen Schicksal unwiderstehlichen Einfluß habe, war dem Gelehrten ebenso gewiß, als daß, wer dem Teufel sich verschreibt, Gold machen und die Quellen aller Weisheit finden könne. Denn ein Drang nach Wissen quält dieses Geschlecht; alles, was nur an innerer und äußerer Not möglich ist, scheint sich wider dieses arme Volk verschworen zu haben.

Faßt man dies alles ins Auge, so wird es verständlich, daß die quälende innere Unruhe auch äußerlich hervorbrechen mußte: sie brach hervor in einer fieberhaften Wallfahrtssucht. Nicht zufrieden, Ablaß und Gnade in der eignen Kirche zu haben oder von Ablaßpredigern aus der Fremde angeboten zu bekommen, zog das Volk an die Gnadenstätten, und je weiter sie waren, desto besser. Jerusalem, die heilige Stadt, nie vergessen, seit in den Kreuzzügen tausende von deutschen Brüdern und ein großer Kaiser im heiligen Lande ihr Leben gelassen hatten, zog noch immer die Pilger an: unter einer besondern Wallfahrtsordnung schlossen sich die Jerusalemspilger, meist Reiche, zusammen. „Wenn das Grab Christi ein großer Berg wäre — sagte einer von ihnen — und sandkörnerweise fortgetragen werden könnte, so wäre er schon längst verschwunden, daß kein Körnchen mehr übrig geblieben." Wem die Reise ins gelobte Land zu teuer war, der zog vielleicht nach Rom, oder nach Spanien, oder nach einem der Gnadenorte im deutschen Lande. Einer der berühmtesten war der Flecken Wilsnack im Brandenburgischen. Dort war eine wirklich blutende Hostie gesehen worden, ein deutlicher Beweis von der wahrhaftigen Verwandlung des Brotes in Christi Fleisch. Nun ergoß sich ein Strom von Andächtigen nach Wilsnack. So sehr die kirchlichen Obern dagegen eiferten, es gab kein Aufhalten. Wie eine Raserei, wie ein Wahnsinn ergriff das Wallfahrtsfieber Alt und Jung. Mit unübertrefflicher Klarheit schildert der Erfurter Chronist diese Krankheit:

Als man nach Christi Geburt 1475 schrieb, da erhub sich eine wunderliche Geschichte in der Wochen nach dem Tage Johannes Baptista (Juni 24) im Lande zu Thüringen, Franken, Hessen, Meißen und andern Landen, daß die jungen Leute, Knaben und Jungfrauen zwischen 20 und 8 Jahren, zumal kleine Kinder, zu dem heiligen Blute liefen, ohne Geld, ohne Wissen der Eltern, frommer Leute Kinder und wohl erzogen, die sonst nicht ohne Geheiß der Eltern aus dem Hause gegangen wären. Dienstboten, Mädchen und Knechte, sie ließen ihre Kinder und was sie hatten, unbewahrt und konnten es nicht ordnen, sondern ließen stehen und liegen, was da war, und liefen ihre Straße, in so großer Zahl, daß ihrer 200 oder 300 in einem Haufen gingen. Sie sangen Lieder und hatten Banner und sprachen zum Teil, ihnen ginge ein rotes Kreuz voraus. Die Kinder entliefen ihren Eltern mit Gewalt, die Töchter ihren Müttern, daß diese weinend und schreiend nachfolgten und ihre Kinder nicht wiedererhalten konnten. Und wenn man ihnen den Weg sperrte, so wurden sie unsinnig, und wenn es an sie kam, so huben sie an zu weinen, wie groß, wie alt, wie klein sie auch waren, und begannen zu zittern, als die das Kalte haben, daß sie nicht sprechen konnten, und weinten also lange, bis daß sie aus den Häusern kamen auf den Weg und entliefen den Leuten mit Gewalt. Und alsbald, als es sie ankam, alsbald liefen sie ihre Straße, barfuß, halbnackt, in Hemden, in Kitteln, barhaupt, ohne Geld, ohne Brot und ohne alle Vorsichtigkeit, und wenn das Essen auf dem Tisch stund, daß man essen sollte, und sie noch nüchtern waren, dennoch so liefen sie hinweg ungegessen.

Jahrzehnte lang brannte dies unheimliche Feuer der heiligen Wanderlust, mochten auch die Bedenklichen von Teufelswerk und bösem Einfluß der Gestirne reden. Nicht Wilsnack allein zog die Wallfahrer an. Man lief auch zur schwarzen Mutter Gottes in Altötting, zum elenden Bein in Dornach, zum Haupt der heiligen Anna in Düren, zur schönen Maria in Regensburg. Welche Massen waren da in Bewegung: 1496 wollte der Thorwächter von Aachen 142000 Pilger gezählt haben. Und welchen Anblick gewährten diese Pilgerzüge: Büßer und Büßerinnen, entblößt, mit offnem oder zugebundnem Gesicht, mit bloßen Schwertern, mit Spießen, Büchsen, Fahnen. Viele waren von der Arbeit weggelaufen, der Bauer trug noch die Peitsche, die Sense in der Hand. Unterwegs sangen sie fromme Lieder. Angelangt bei der Gnadenstätte stürzten viele wie vom Donner gerührt zusammen, andre warfen sich in Kreuzform auf die Erde oder griffen in ihrer Raserei mit den Händen nach dem heiligen Bilde. Und das waren nicht exaltirte Weiber, sondern zumeist Männer.

Es wird immer anzuerkennen sein, daß die katholische Kirche anfangs versuchte, diese Aufregung zu bekämpfen. Aber als sie merkte, daß das unmöglich sei, und daß sich ja diese Bewegung sehr gut ausnutzen lasse, hat sie diesem hastigen Drängen des Volkes nach Gnade, diesem Heiligendienst, dieser Ablaßsucht, diesem Wunderglauben unbedenklich nachgegeben; und wer mag die Summen feststellen, die damals die katholische Kirche zu gewinnen verstand. Es offenbarte sich, daß die katholische Geistlichkeit weder die Macht noch den ernstlichen Willen hatte, erziehend, beruhigend auf die Masse einzuwirken, und daß auch alle die Mittel, die diese Kirche zu bieten vermochte, das religiöse Bedürfnis nach Frieden des Gewissens und der Gottesgemeinschaft nicht stillen konnten.

Denn der wird dieser bis zur Ekstase sich steigernden religiösen Erregung nicht gerecht, der sie allein als eine geistige Zeitkrankheit auffassen und erklären will. Das Ungesunde an diesen Erscheinungen ist nicht zu leugnen, und wie das Seelenleben des Einzelnen, so wird auch das Seelenleben eines Volkes immer im tiefsten Grunde ein unlösbares Geheimnis bleiben. Daß aber in dem allem ein gesunder Kern lag, ein durch und durch natürliches Verlangen nach dem Ewigen, das offenbarte sich doch am klarsten, als endlich die deutsche Reformation eine Antwort auf die große Frage der Zeit nach Frieden gab.

P D

Aus Luthers Trostbriefen

Trösten ist eine schwere Kunst. Luther war darin Meister. Die Macht seines Wortes, der Scharfblick seiner Menschenkenntnis, der Reichtum seiner zarten, mitleidigen Liebe, vor allem die Fülle und Reife seiner persönlichen Glaubenserfahrungen befähigten ihn zu jener Meisterschaft im seelsorgerlichen Trostspenden, wie er sie reichlich zu üben Veranlassung hatte. Er vermochte, wie der Apostel 2. Kor. 1, 4 von sich sagt, andre zu trösten mit dem Trost, damit er getröstet war von Gott. Denn er hatte

selbst durch die schwersten innern Kämpfe, ja durch Trostlosigkeit und Verzweiflung hindurchgehn müssen, bis er „einen gnädigen Gott gekriegt“ und „seinen süßen Erlöser, den Spiegel des väterlichen Herzens Gottes“ fand. Seit aber Gott ihm seinen Sohn geoffenbart, „der die Sünde gemordet, den Tod verschlungen, die Hölle ausgelöscht hat ewiglich,“ lebte in seinem Herzen jenes kühne kindliche Gottvertrauen, jener Heroismus evangelischer Glaubensfreudigkeit, die er in That und Wort bis an sein Ende bewährt hat; und eben hierin besaß er die reichsten unerschöpflichen Trostquellen für alle Nöte des Lebens und des Sterbens. Die entscheidende Wendung seines innern Lebens, die seinem christlichen und reformatorischen Charakter das eigentümliche Gepräge gab, vollzog sich ja als ein Getröstetwerden von Gott durch das Erlebnis der Glaubensrechtfertigung, das sich mit der Erfahrung des Apostels Paulus (Röm. 8, 31 ff.) deckt, und das Luther selbst in seinem kleinen Katechismus auf den klassischen Ausdruck gebracht hat: Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit.

Aus diesem reichen Schatz des Trostes nun hat er als Prediger, Seelsorger und Freund andern reichlich mitgeteilt. Manch stattlicher Band Trostschriften läßt sich aus seinen Werken zusammenstellen.*) Auch unter seinen uns bekannt gewordnen Briefen, es sind mehr als 3000, finden sich nicht wenig Trostbriefe, die an trauernde Hinterbliebne, an Kranke, Sterbende, Zweifelnde und Verzweifelnde, um des Evangeliums willen Verfolgte, an Angefochtene und Bekümmerte mancherlei Art gerichtet sind. Goldne Worte stehen darin, die auch heute noch ein Schatz für Traurige sind. Und gerade die Mannigfaltigkeit der individuellen Anlässe verleiht jenen Trostbriefen einen eignen Reiz; sie dienen zur Charakteristik der Persönlichkeit des Reformators wie auch seines Wirkens; und sie zeigen deutlich, wie vieles er vielen bieten konnte. Einige Proben daraus, die wir im Folgenden zusammenstellen, werden das bestätigen.

1. An Kranke

Aus Luthers Trostbriefen an Kranke oder Sterbende seien hier zunächst einige Sätze aus dem herrlichen Brief an seinen Vater Hans Luther, vom 15. Februar 1530, wiederholt. Nachdem er gebeten, der Schwerkranke möchte, wenn es möglich wäre, doch noch von Mansfeld nach Wittenberg übersiedeln, um hier aufs beste gepflegt zu werden, fährt er fort:

Indes bitte ich den Vater, der Euch mir zum Vater geschaffen und gegeben hat, von Herzensgrund, daß er Euch nach seiner grundlosen Güte wolle stärken und mit seinem Geist erleuchten und bewahren, damit Ihr erkennt mit Freuden und Danksagung die selige Lehre von seinem Sohn, unserm Herrn Jesu Christo, zu welcher Ihr auch jetzt durch seine Gnade berufen und gekommen seid aus der greulichen vorigen Finsternis und Irrtümern, und hoffe, daß seine Gnade, so solche Erkenntnis Euch gegeben und sein Werk damit in Euch angefangen hat, werde er bis zu Ende in jenes Leben und auf die fröhliche Zukunft unsers Herrn Jesu Christi bewahren und vollbringen. . . . So laßt nun in Eurer Schwachheit das Herz frisch und getrost sein; denn wir haben dort in jenem Leben bei Gott einen gewissen treuen Helfer, Jesum Christum, welcher für uns den Tod samt den Sünden erwürgt hat und jetzt da für uns sitzet und samt allen Engeln auf uns siehet und unser wartet, wenn wir ausfahren sollen, daß wir nicht sorgen noch fürchten dürfen, daß wir versinken oder zu Grund fallen werden. Er hat zu große Gewalt über den Tod und Sünde, daß sie uns nichts thun können; so ist er so herzlich treu und fromm, daß er uns nicht lassen kann noch will; allein, daß wirs ohne Zweifel begehren. . . . . Hiemit befehle ich Euch dem, der Euch lieber hat, denn Ihr Euch selbst, und solche Liebe beweiset hat, daß er Eure Sünden auf sich genommen und mit seinem Blut bezahlt, und solches Euch durchs Evangelium wissen lassen, und durch seinen Geist solches zu glauben geschenkt, und also alles aufs gewisseste bereitet und versiegelt hat, daß Ihr nichts mehr dürfet weder sorgen noch Euch fürchten, denn daß Ihr mit Eurem Herzen fest und getrost bleibet an seinem Wort und Glauben. Wo das geschieht, so lasset ihn sorgen, er wirds wohl machen, ja er hats alsdann schon aufs allerbeste gemacht, mehr denn wir begreifen mögen. Derselbige unser lieber Herr und Heiland sei mit und bei Euch, auf daß (Gott gebe, es geschehe hier oder dort) wir uns fröhlich wiederum sehen mögen. Denn unser Glaube ist gewiß, und wir zweifeln nicht, daß wir uns bei Christo wiederum sehen werden in kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben vor Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hierher von Euch oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget. Das ist gewißlich wahr, es ist um ein Stündlein Schlafs zu thun, so wirds anders werden.

*) Man vergleiche z. B. den kürzlich vollendeten sechsten Band der Braunschweiger Ausgabe von Luthers Werken fürs christliche Haus.

Erwähnt sei auch das schöne Trostschreiben an seine totkranke Mutter vom 20. Mai 1531 (E. A. Bd. 54, S. 232 ff.). Eine besonders große Anzahl von tröstlichen Zuschriften Luthers an kranke Freunde ist uns aus dem Jahre 1534 aufbewahrt, so an Balthasar Jöppel (E. A. Bd. 55, Nr. 467), an Fürst Joachim von Anhalt (ebenda Nr. 468. 470—473), an Johann Rühel (ebendort Nr. 474), an Kanzler Müller (a. a. O. Nr. 483). Hier nur einige Kernstellen daraus. Aus dem Brief an Rühel vom 29. Juni 1534:

Seid Ihr doch des Mannes samt uns Freund, Glied, Bekenner, welcher zu uns allen durch St. Paulum spricht (2. Kor. 12, 9): Meine Kraft ist in den Schwachen stark. Es soll Euch ja viel fröhlicher machen, daß Ihr von solchem Mann berufen seid, dazu begnadet mit Erkenntnis, Lust und Liebe zu seinem Wort, darauf mit seiner Taufe und Sakrament versiegelt. Was soll er mehr thun, der Euch inwendig solches Herz gegen ihm und auswendig solch Siegel, darnach seiner Gnaden Konfession und Testimonium gegeben hat? O lieber Doktor, sehet an, was Ihr habt für Güter von ihm, und nicht, was Ihr leidet. Ist doch die Wage ungleich gegen einander! Dazu kann er Euch, laßt ihm die Zeit, wohl gesund machen; wiewohl wir alle Stunden sein sind, wie St. Paulus spricht (Röm. 14, 8): Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn (Domini sumus, ja, vere Domini in genitivo et in nominativo u. s. f.).

Aus dem Brief an Kanzler Müller vom 24. November 1534:

Will Euch denn Gott also krank haben, so wird sein Wille gewißlich besser sein, denn unser aller, nachdem auch seines lieben Sohnes allerbester und unschuldiger Wille gleich mußte unterworfen [sein] dem höhern und über alle Güte guten Willen seines lieben Vaters. Des Wille geschehe auch in uns mit Freuden, oder je mit Geduld, Amen. Summa, heißt es: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden! Wie sollen wir anders thun, denn den Ueberwinder der Welt, des Teufels, der Sünde, des Todes, des Fleisches, der Krankheiten und alles Uebels an unserm Leibe zu verherrlichen und zu tragen? Es ist ja doch sein Joch sanft und seine Last süß. Aber unser Joch und Last, die er trug für uns, das war der Teufel, ja Gottes Zorn, da behüte uns Gott vor! Ja, er hat uns schon davon erlöst, und [wir] tragen dafür seine liebe Last und süße Bürde. O das ist noch zu thun, und der Wechsel mit Freuden anzunehmen. Es ist ein guter Kaufmann und gnädiger Händler, der uns Leben um Tod, Gerechtigkeit um Sünde verkauft und dafür eine Krankheit oder zwo eines Augenblicks lang zur Zinse auflegt, zum Zeugnis, daß er wohlfeiler giebt und feundlicher borgt, denn die Fugger und Händler auf Erden thun. Wohlan, Herr Jesus Christus heißt der Mann, und der rechte Mann, der in uns streitet, in uns überwindet, in uns triumphirt.

Von andern durch Krankheitsnöte veranlaßten Trostbriefen Luthers heben wir noch den an die Fürstin Margaretha von Anhalt, am Mittwoch nach Epiphanias 1538 geschrieben, hervor; es heißt darin:

Wir sollen ja getrost sein, die wir an ihn glauben, daß wir wissen, wir sind nicht unser selbst eigen, sondern des, der für uns gestorben ist. Sind wir nun krank, so sind wir nicht uns krank; sind wir gesund, so sind wir nicht uns gesund; sind wir in Nöten, so sind wir nicht uns in Nöten; sind wir fröhlich, so sind wir nicht uns fröhlich. Summa, es gehe uns, wie es wolle, so geht es nicht uns, sondern dem, der für uns gestorben und uns zu eigen erworben. Gleichwie ein fromm Kind, so es krank [ist] und Not leidet, ists den Eltern mehr krank, denn ihm selber; denn es trifft die Eltern viel mehr, denn das Kind, weil das Kind nicht sein selbst, sondern der Eltern ist. Also sollen sich Eure Fürstliche Gnaden auch getrost ergeben, es sei zum Leben, Kranksein oder Sterben, und nicht zweifeln, daß E. F. G. nicht ihr selbst solches widerfährt, sondern dem, der E. F. G. samt uns durch sein Blut und Tod erworben hat, an den wir auch glauben und in solchem Glauben nicht sterben, ob wir gleich sterben, sondern leben; auch nicht krank sind, ob wir gleich krank sind, sondern sind gesund in Christo, in welchem es alles gesund, frisch, lebendig und selig ist, das uns dünkt nach dem Fleisch krank, siech, tot und verloren sein. Er ist allmächtig, an den wir glauben. Solchen Trost und Erkenntnis behalte der liebe Gott in E. F. G. Herz bis auf jenen seligen Tag!

O. A.

Skizzen von einer Wanderung zu der Wiege meiner Kindheit

von Charles Haddon Spurgeon.

Vorwort: Bei der allgemeinen Teilnahme an dem Tode Charles Haddon Spurgeons werden folgende „Skizzen,“ die im Jahre 1887 von ihm in „Schwert und Kelle“ veröffentlicht und bisher in Deutschland unbekannt geblieben sind, auf das Interesse der Leser dieses Blattes rechnen können. Sie zeigen beides, Art und Unart dieses Predigers von Gottes Gnaden. F Gl

* * *

In Earls Colne traf ich einen Greis, der in seiner Jugend regelmäßig meinen Großvater hörte. Zu dem sagte ich: „Und was für eine Art Prediger war der alte Mann?" — „Nun ja," sagte er, „ich war gewöhnlich im Himmel, ehe er lange dabei gewesen war." — „So so," sagte ich, „warum blieben Sie denn nicht da?" — „Ja," sagte er, „danach mögen Sie wohl fragen; aber Sie wissen so gut wie ich, wie bald wir wieder auf der Erde sind, so hoch wir uns auch über sie erheben. Aber doch war die Macht der Predigt des guten Mannes so groß, daß meine Schwungfedern jedesmal sechs Zoll wuchsen, wenn ich ihn hörte." — „Das war ein großartiges Wachstum! Was machten Sie denn schließlich mit diesen Schwingen?" — „Ja, sehen Sie nur: alles, was ich am Sonntag bekam, brauchte ich in der Woche; denn die ganze Woche wurden meine Federn entsetzlich beschnitten. Um überhaupt zu leben, mußte ich auffahren mit Flügeln wie Adler."

Dieser Bericht über den Wert eines Geistlichen zeigt, wie reichlich der Geist die Predigt der Wahrheit segnen kann, und wie die erprobten Gotteskinder eine Unterweisung zu schätzen wissen, die sie über die Welt erhebt und sie nahe zum Himmel zieht. Solcher Erfolg kommt nur von dem wahrhaftigen Evangelium, das aus der Erfahrung und dem Herzen eines Gottesmannes gepredigt wird. Herr, gieb uns solche Predigt reichlicher!

* * *

Eine Dame in Yeldham sagte in vollem Ernst zu mir: „Gestern hörte ich Sie gut!" — Das war eine neue und sehr befriedigende Weise, sich auszudrücken. Möglicherweise ist die Kunst gut zu hören größer, als die gut zu predigen, und sicherlich ist dabei gerade so viel Gnade. Wenn mehr Leute gut hören wollten, würde man vielleicht die unerwartete Entdeckung machen, daß es noch recht viel gute Prediger in der Welt giebt, und im allgemeinen steht die Kanzel bekanntlich nicht gerade hoch im Kurs. Hören ohne Vorurteil, hören mit Aufmerksamkeit, hören mit betendem Herzen, hören für die Ewigkeit! das heißt gut hören. Wohl dem Prediger, der viel solche Hörer hat!

* * *

Gut war, was ich über eine betende Frau hörte. Jemand, der sie in einer Frauengebetsversammlung gehört hatte, sagte mit höhnischem Lächeln: „Na, die könnte auch unausgesetzt beten." — „Ja," erwiederte jemand, der sie kannte, „sie könnte es nicht nur, sondern sie hat es auch gethan, und deswegen blüht die Gemeinde." — Herr, gieb mehr solcher Menschen, deren Zudringlichkeit Segenschauer herabbringt!

* * *

In Sible Hedingham kamen wir bei der Baptistenkapelle vorbei, die mir lange als die Kapelle „bei den Zuckerhüten" bekannt war. Es ist eine große Gnade, wenn nicht nur bei, sondern in unsern Gebetshäusern viel Süßigkeit ist. Wir wollen hoffen, daß es in Hedingham immer so bleibt; es ist aber an manchen Orten, die wir kennen, nicht so; sie scheinen nahe beim „Wespennest" gebaut zu sein. Wenn Gemeinden einmal durch innern Streit verbittert sind, so sagt Blühen und Gedeihen ihnen Lebewohl. Es ist fein und lieblich für Brüder, einträchtig bei einander zu wohnen, aber Zank und Zwietracht ist weder für Heilige noch für Sünder gut.

* * *

In Castle Hedingham erzählte ein Freund uns: Hier schrieb Dr. Watts:*) „Wie machts die kleine fleißge Biene!" Er hätte das an vielen andern Orten auch schreiben können, und Leute, wie wir, hätten es überhaupt niemals und nirgends geschrieben. Wir würden wahrscheinlich mehr daran gedacht haben, den Bienen und ihren Stichen aus dem Wege zu gehen, als Gedichte über sie zu machen. Gewöhnliche Ereignisse wecken nur bei denen nützliche Gedanken, die wie die Bienen jede Stunde des Tages ausnutzen, während denen, die keinen Honig sammeln, so viel Blumen auch vor ihnen stehen, das reizendste Bild überhaupt nichts sagt. Wir sehen außer uns, was wir in uns haben. Dr. Watts brachte seine Poesie mit aufs Dorf, und

*) Isaak Watts, der bekannteste geistliche Liederdichter Englands, geboren 1674, gestorben 1748.

darum fand er Poesie auf dem Dorf. Wo könnte ein Mensch, der Wissensschätze mit sich führt, leben, ohne zu lernen?

* * *

Viel Vergnügen machte uns die Geschichte eines Pfarrers, der seine Pfarrkinder sehr geschickt ärztlich behandelte. Eine Frau hoffte sich dadurch bei ihm einzuschmeicheln, daß sie sagte: „Bitte, sehen Sie doch bei mir vor: ich kann nie zur Bibelstunde kommen." — „Desto mehr sollten Sie sich schämen," sagte er, „denn ich sehe Sie auch nie in der Kirche." — Ein andrer meinte es recht schlau anzufangen, indem er erklärte, daß er die Bibelstunde regelmäßig besuche. „Das freut mich," sagte der Pfarrer, „daß die Medizin so gut angeschlagen hat; ich will Ihnen eine doppelte Dosis verschreiben." So oder so wußte der Mann den Leuten zu dienen, und das trefflich. — Wenn wir alle weniger tolerant gegen die wären, die die Religion als Mittel zur Bettelei benutzen, so würde es viel besser mit der Sache der wahren, ehrlichen Frömmigkeit stehen. Rowland Hill schickte einmal eine gesegnete Frau mit einem tüchtigen Denkzettel nach Hause, weil sie so viel von seiner gesegneten Arbeit und der gesegneten Kirche sprach, daß er bald merkte, sie spreche für eine gesegnete Freiwohnung. Wir haben Arme genug, die wirklich würdig sind, aber nicht scheinheilig thun, um damit die Leute zu ködern.

* * *

Das Wetter war heiß, und die Wege trocken, aber wir konnten doch ruhig unsre Straße ziehen, bis wir einer Herde Schafe begegneten. Der dicke Staub war nicht so leicht zu überwinden. Ich konnte nur sagen: „Da sehen Sie, was es heißt, eine Heerde um sich zu haben." Schafe bringen Unruhe und Staub, aber Menschen noch viel mehr. Wie müde wird man bisweilen von den Sorgen, Leiden, Sünden, Streitigkeiten, Thorheiten, Schwachheiten, Kleinlichkeiten und der Unwissenheit der guten Leute, wenn man Tag für Tag sie zu tragen hat und die ganze Schar leiten soll Jahr für Jahr! Steht es mit meinen Lesern recht, so wünsche ich, daß sie in ihrem Gebet eines Hirten gedenken mit mehr als fünftausend Schafen, der sie nun über ein Drittel Jahrhundert die Straße geleitet hat, und der sich müde des Weges fühlt. Befehlt ihn doch dem großen Hirten der Schafe, der allein Kraft geben kann und Weisheit genug für eine so große Last. Wir versuchen wohl den Schafen voranzuschreiten, aber es ist ein hartes Stück Arbeit, so auszugreifen, daß wir nicht im Staube bleiben. Sicherlich sind die Wege jetzt trocken und staubig. Sie waren es nie mehr. Des Herrn Feinde rühren ganze Wolken Staub auf. O daß ein Regen von jenen bessern Wolken herabströmte, die nur der Staub zu den Füßen Jehovas sind!

Verschiedenes

(Bazar und Lotterie im kirchlichen Dienst) Die Freiheit und Ungeniertheit, mit der man zur Förderung von Kirchenbauten u. dgl. zu Bazars und Lotterien greift, wird nachgerade bedenklich. Zwei Thatsachen aus Bayern, über die wir absichtlich haben eine Zeit hingehen lassen, ehe wir sie rügten, um an Schonung des guten Zwecks das Möglichste zu thum. Man lese folgende Anzeige aus Nürnberg, die wir einer dortigen Eisenbahnzeitung entnehmen.

Bazar zum Besten der Christuskirche

am 24., 25. und 26. April in den Sälen des Hotel Strauß.

Glücksbude. **Restauration.** **Tombola.**

Fest-Programm:

Eröffnung am Sonntag den 24. April,

Vormittags halb 12 Uhr.

Weihegesang des verehrlichen Sing-Vereins.

Motette: „Ehre sei Gott" von Hauptmann.

Eröffnungsrede von Herrn I. Bürgermeister Dr. Schuh.

Nachmittags von 4 bis 7 Uhr

Promenade-Konzert des Windersteinschen Orchesters.

Friedensfeier-Fest-Ouverture von Reinecke. Tarantella aus „Venezia e Napoli" von Liszt (instrumentirt von Müller-Berghaus). Einzug der Götter in Walhall aus dem Musikdrama „Rheingold" von Wagner. Fantasie aus der Oper „Faust" von Gounod.

Abends von 8 bis 10 Uhr
Großes Konzert des Windersteinschen Orchesters.

Montag den 25. April
geöffnet von 10 Uhr früh bis 10 Uhr abends.
Nachmittags von 4 bis 6 Uhr
Großes Konzert
des Windersteinschen Orchesters.
Abends 7 bis 10 Uhr
Promenade-Konzert
der Kapelle des königl. bayer. 14. Infanterie-Regiments unter Leitung des königl. Musikdirigenten Herrn Hüpfner.
sowie Gesangs-Vorträge des verehrlichen Sing-Vereins.
Chormeister: Herr Direktor Th. Schmidt.

Dienstag den 26. April
geöffnet von 10 Uhr früh bis 10 Uhr abends.
Von 6 Uhr ab
Promenade-Konzert
der Kapelle des königl. bayer. 1. Chevauleger-Regiments unter Leitung des königl. bayer. Musikdirigenten Herrn Dunkes.
Abends 9 Uhr
Ziehung der Tombola
der fürstlichen Geschenke.

Das ganze Arrangement des Bazars ist von hiesigen Künstlern unter Leitung des Herrn Professors Hammer, Direktors der Nürnberger Kunstgewerbeschule, ausgefertigt.
Den Verkauf der Geschenke, sowie der Loose der Glücksbude nach der Tombola haben in liebenswürdiger Weise die Nürnberger Damen übernommen.
Während der ganzen Dauer des Bazars sind eröffnet: Restauration für kalte Küche, Kaffee, Thee, Chokolade, Wein, Bier, sowie Conditorei, Waffelbude, Bratwurstküche.
Im roten Saal ist fortwährend Restauration für warme Küche.
Eintrittsgeld à Person 50 Pf., Kinder die Hälfte.

Auf unsre Erkundigung erfuhren wir, daß diese Christuskirche leider eine evangelische ist, worüber die Anzeige sich in Schweigen hüllt. Es hätte auch in den Zusammenhang schlecht hineingepaßt. Ebenso bedenklich scheint uns das Unternehmen der Weilheimer Kirchenlotterie. Ein Brandenburgischer Pastor übersandte uns nachfolgenden Zettel. Ihm war ein andrer Zettel beigegeben, der sich von sonstigen Bittschreiben aus der Diaspora durch nichts andres unterschied als durch den Hinweis auf die „Kirchenbaugeldlotterie," die „das Kgl. Staatsministerium des Innern in wohlgeneigter Anerkennung der Dringlichkeit eines Kirchenbaus [und doch wohl auch das lutherische Konsistorium zu München?] gnädigst genehmigt" habe, unterzeichnet von dem Ausschuß der evangelischen Gemeinde zu Weilheim, mit einem besondern Nachwort noch von dem Reiseprediger, der an der Spitze dieses Ausschusses steht. Der erste Zettel aber, der alles Nähere über die Barmherzigkeitsleistung sagt, zu der unser Brandenburgischer Pastor aufgefordert wird und die er auch seiner Gemeinde empfehlen soll, lautet:

2. Juni unwiderruflich
öffentliche Gewinnziehung der
Weilheimer Kirchenbau-Geld-Lotterie.
Anzahl der Loose nur 75 000.
Nur Baar-Gewinne ohne Abzug!

1	Haupttreffer Mk.	**11000**	= Mk.	**11000**
2	„ „	**2000**	= „	**4000**
3	„ „	**1000**	= „	**3000**
4	Gewinne jeder zu	**500**	= „	**2000**
30	„ „	**100**	= „	**3000**
60	„ „	**50**	= „	**3000**
100	„ „	**20**	= „	**2000**
300	„ „	**10**	= „	**3000**
1000	„ „	**5**	= „	**5000**
3000	„ „	**3**	= „	**9000**
4500	Gewinne baar Geld		Mk.	**45 000**

Weilheimer Loose à 2 Mark sind zu beziehen durch:
die General-Agentur **A. & B. Schuler,** Bankgeschäft in München VI. Die billigste und einfachste Bezugsart ist durch Nachnahme oder Postanweisung (Ausland nur vorherige Postanweisung). Um genaue Adreßangabe wird höflichst gebeten. Für Frankozusendung der Loose und Liste sind 30 Pf. (Ausland 40 Pf.) beizufügen.
11 Loose kosten Mk. 20.50 — 28 Loose kosten Mk. 50. — franko incl. Liste.

Wir wollen davon absehen, daß diese Weilheimer Kirchenbaulotterie im Königreich Preußen schwerlich genehmigt ist — andernfalls müßte das gesagt sein —, daß also die Zusendung der Bitte an die preußischen Pfarrer diesen eine gesetzlich strafbare Handlung zumutet. Auch wenn das Unternehmen sich in den Grenzen Bayerns hält, ist es nach unsrer Ueberzeugung verwerflich. Erstens weil Lotterien an sich verwerflich sind. Zweitens weil man mit Lotteriegeldern nicht Kirchen bauen soll. Daß das Los in diesem Falle nur zwei Mark kostet, daß die Entnahme eines solchen geringe Aussichten gewährt (4500 Gewinne bei 75 000 Losen), macht die Sache nur schlimmer: die fettgedruckten wenigen Hauptgewinne können doch nur den Sinn haben, die schnöde Gewinnsucht reizen und locken zu wollen.

Wir wünschen dringend, daß das lutherische Konsistorium zu München derlei Bazars und Lotterien künftig seine Zustimmung versagen möge. Selbstverständlich aber scheint es uns, daß der Gustav-Adolf-Verein Gemeinden, die zu solchen Hilfsmitteln greifen, seine Unterstützung versagt. Weilheim empfing bisher durch den Verein, soviel wir feststellen können, 5107 Mk. 73 Pf. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 27 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Chronik der Christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1367. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 24: Die Berliner Vereinigten Kreissynoden — Gustav-Adolf-Verein: Verzeichnis der unterstützungsbedürftigen Gemeinden im diess. Bayern; Im Ostfriesischen evangelischen Gustav-Adolf-Verein — Verschiedenes: Interessanter Briefwechsel im „Reform. Monatsblatt"; Eine Anfrage an die Herren Professoren der Theologie; Lehrkursus des Johanniterordens; Sklavenhandel im deutschen Schutzgebiet?; Eine Streitfrage in Amerika; Katholikenversammlung in Magdeburg; Diakonissenanstalt in Altona; Die Berliner Pastoralkonferenz; Die fünfzigste lutherische Pfingstkonferenz — Personalien

Nr. 25: Der internationale Kongreß für Sonntagsfeier; Die Leipziger Pfingst-Pastoralkonferenz

Nr. 26: Neunter deutscher Lehrertag — Berliner Pastoralkonferenz — Generalversammlung der Missionsgesellschaft Berlin I; Generalversammlung des Brandenburgischen Pfarrvereins; Jahresfest des Leipziger Zentralvereins für Mission unter Israel; Jahresfest der evangelisch-lutherischen Heidenmission zu Leipzig; Fest für innere Mission in Hamburg — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Sachsen; Aus Baden; Kirchensteuer in Baden — Evangelische im Auslande: Schweden — Verschiedenes: Die erste oberschwäbische Hauptversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland; Die große englisch-kirchliche Missionsgesellschaft Church Missionary Society — Personalien.

Heimstätte f. Waisen, Eisenach i. Thür. Jederz. Aufn. v. Pred. u. gut. Fam. angeh. Töchtern. Vorb. event. Ausb. z. pass. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. etc. d. Frl. **Mosche,** Georgenstr. 18.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung
Leipzig, Querstraße 14.

Die deutschen Reichsgesetze in Bezug auf Kirche, Religion u. Geistlichkeit. Für Geistliche und Religionsdiener, unter Benutzung der ergangenen Reichsgerichts-Entscheidungen zum praktischen Gebrauch bearbeitet von J. Bauer, Rechtsgelehrter.
Preis Mark **1,80.**

M. Bernhard's Biblische Konkordanz, 7. Aufl. mit kasualem Textverzeichnis u. Allgemeinem Spruchregister. Preis brosch. **6 Mark.**

Soeben erschien:
Fest- und Antrittspredigt,
gehalten i. d. Paulskirche zu Frankfurt a|M. von Pf. Dr. Martin Rade.
Preis 30 Pfg.
Evangelische Buchhandlung.
Frankfurt a|M.

Ein kinderloses Ehepaar besten Standes wünscht ein Mädchen ehrbarer Herkunft, von gesunden Eltern, im Alter von 1—2 Jahren, möglichst ohne Familienzusammenhang, an Kindesstatt anzunehmen. Bewerbungen durch den Herausgeber dieses Blattes Pfarrer **Rade** in Frankfurt a. M.

La Bocaina
St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage
allgemein beliebt
elegante volle Form
sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.
Preis per Mille Mark 72.—
verpackt in 1/10-Kisten.
Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von
Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig